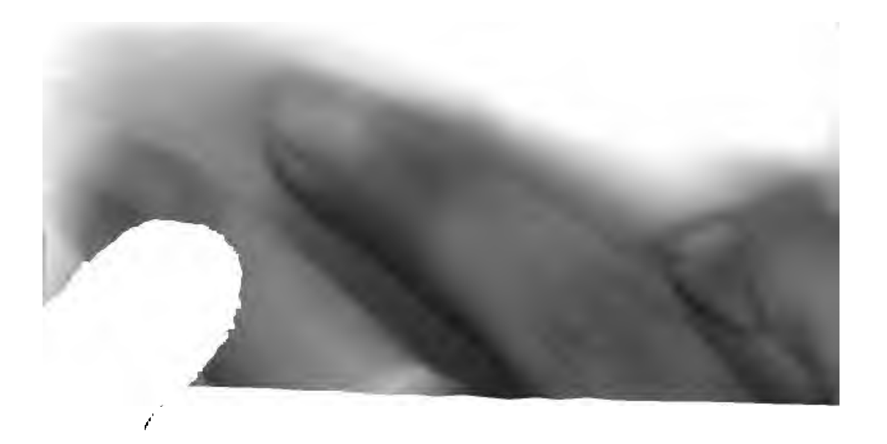
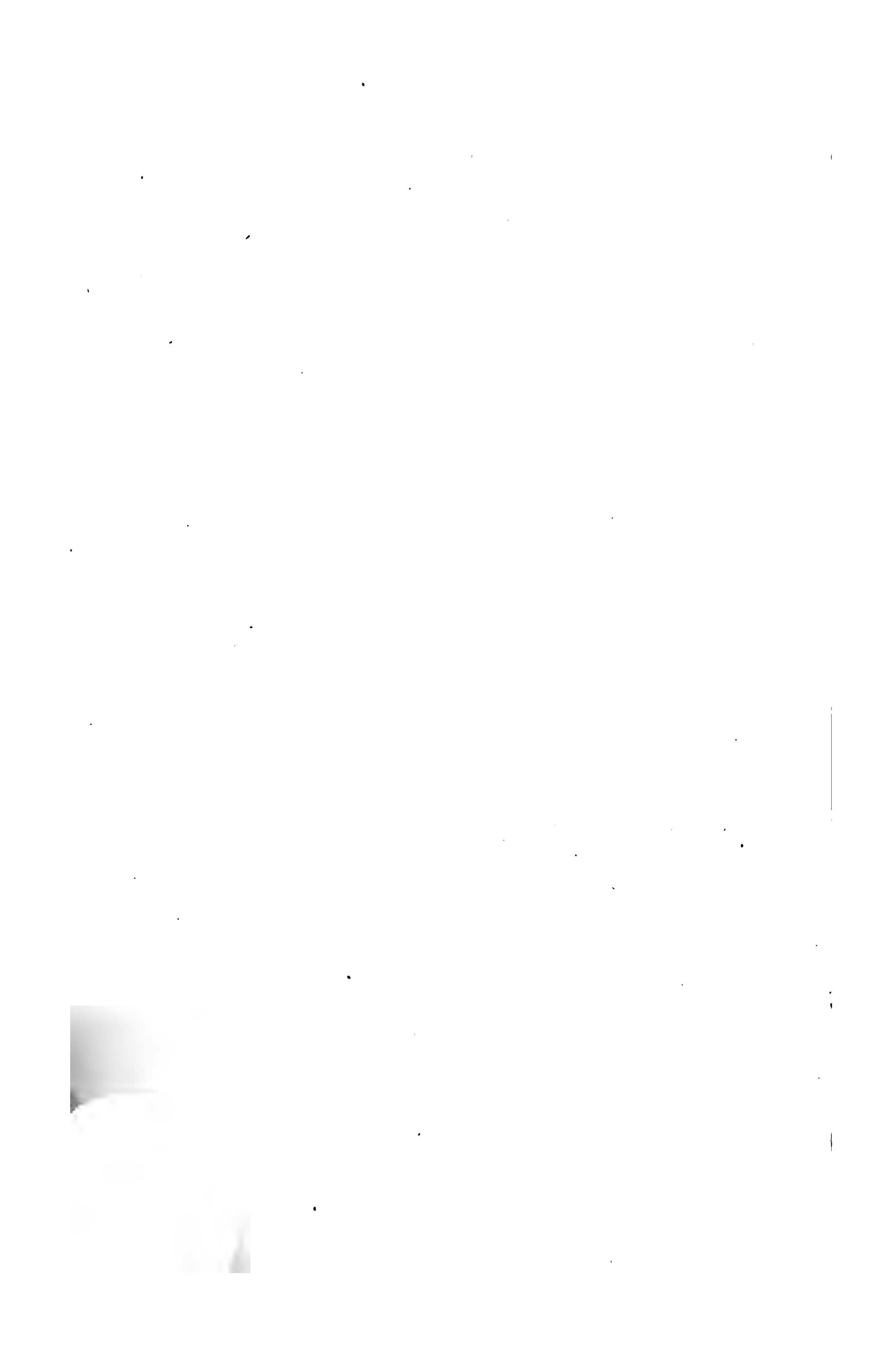










Hans von Held.

Hans von Held.

Ein preußisches Karakterbild.



Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Τὸ γὰρ
Εμφυὲς οὔτ' αἴθων ἀλώπηξ
Οὔτ' ἐρίβρομοι λέοντες
Διαλλάξαιντο ἦθος.
Pindar. Ol. 11.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1845.

schaften führten nur um so leichter dahin, daß er bald nach dem Hubertsburger Frieden, wegen einer Widrigkeit mit dem General von Tauentzien, den Abschied nahm. Er war mit einer Tochter des Obersten von Haack, des Kommandanten der Festung Glogau, verheirathet, und wahrscheinlich um dieser Verbindung willen blieb er in Schlesien. Gegen ein Unrecht, an welchem hohe Vorgesetzte Theil hatten, war damals nicht leicht Abhülfe zu finden, und der Rechtschaffene trug sein Geschick mit der Stärke und dem Trotze seines vorwurfsfreien Innern. Eine solche Aufgabe aber kann schwerlich ohne einigen Unmuth erfüllt werden, und erzeugt in edlen Seelen eine reizbarere Empfänglichkeit für Recht und Wahrheit; diese Stimmung scheint sich von dem Vater früh auf seine Söhne übertragen zu haben, die er selbst unterrichtete, und die er in tüchtiger Weise, den einen für den Kriegsdienst, den andern für die Studien heranzubilden hoffte. Sein zu früher Tod erschwerte den Hinterbliebenen diese Laufbahnen, aber änderte sie nicht.

Der ältere dieser Söhne, Hans von Held, nachdem er eine höhere Schule in Züllichau eine Zeitlang besucht hatte, kam mit sechzehn Jahren als Alumnus auf das Joachimsthal'sche Gymna-

sium nach Berlin, wo er vier Jahre unter dem großen Schulmanne Meierotto vorzüglich den klassischen Studien mit großem Fleiß oblag, und seinen Geist mit der Kraft und Anmuth der Alten so glücklich erfüllte, daß der Trost und die Freude solches Besitzes ihn auf seiner ganzen Lebensbahn begleiteten.

Mit dem besten Zeugnisse, in welchem auch die Anmuth der Sitten gerühmt wird, verließ Held im Frühjahr 1784 das Gymnasium, und bezog die Universität zu Frankfurt an der Oder, um das Studium der Rechte und der Staatswirthschaft zu beginnen. Die deutschen Universitäten strebten in jener Zeit aus dem Zustande der Pedanterei und Rohheit, in welche sie versunken waren, mit frischem Geist empor, aber Frankfurt stand hierin noch sehr zurück, die Studenten führten ein wildes Leben, und die ankommenden Neulinge wurden gewaltsam in dasselbe mit fortgerissen. Held, in strengen Grundsätzen erzogen, mäßig und ehrbar, fand kein Gefallen an dem wüsten Treiben; aber Feuer und Muth der Jugend forderten ihre Rechte, und wenn Raufsucht und Schlemmerei ihn ungereizt ließen, so reizten ihn um so stärker die Anläße, wo Freundschaft und Verbrüderung zu Kämpfen

und Wagnissen verpflichteten, wo die Genossenschaft ein edler Eifer zu befeuern schien. Die meisten Studenten hielten sich in Landsmannschaften zusammen, Verbindungen der natürlichsten Art, und denen über die Universitätsjahre keine Dauer zu geben war. Daneben aber bildeten kleinere auserwählte Schaaren sogenannte Orden, welche ihren ernsteren Zwecken auch für das spätere Leben dauernde Bedeutung beilegten. Unstreitig befand sich in diesen Orden der strebsamere, kräftigere Theil der Universitätsjugend, derjenige Theil, der sich zu kühneren Vorsätzen, zu freierem Lebensblick erheben konnte. Durch einen dieser Vereine, durch den Konstantisten-Orden, wurde auch Held angezogen, und erwies sich bald als eines der feurigsten Mitglieder desselben. Von Halle ungefähr im Beginn der Siebzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen, zählte der Orden daselbst und auf andern norddeutschen Universitäten einige hundert Mitglieder, ungerechnet diejenigen, die schon dem bürgerlichen Leben angehörten. Ebenso hatten sich die Amicisten von Jena her verbreitet, und dieser Orden stand mit dem der Konstantisten, je nach Umständen und Anlässen, bald in Gemeinschaft, bald in Hader; der Wetteifer diente jedoch meist nur, die

Bande der Vereinigung in jedem derselben straffer anzuziehen. Held wurde schnell ein leidenschaftlicher Konstantist, befeuerte die Mitglieder, warb deren neue, dichtete Lieder für die Zusammenkünfte, trat ritterlich für die Ehre und das Ansehn des Vereins zum Waffenkampfe vor, und bewirkte mit Hülfe einiger Freunde eine zweckmäßige Reform und neue Fassung der Gesetze des Ordens. Wenn er dabei die Studien nicht vernachlässigte, so war dies wohl selbst eine Folge des erhöhten Antriebes, den der Verein in einem solchen Gemüth auch für das Fortschreiten in den Wissenschaften entzündete.

Held vertauschte im folgenden Jahre 1785 Frankfurt mit Halle, und die Zahl der Konstantisten wuchs nun bedeutend an; der nachmalige preußische Gesandte in München Johann Emanuel Küster wurde von Held angeworben, der nachherige Geheime Kabinetsrath Albrecht, der Professor Kiesewetter, Friedrich Schulz, ein Herr von Clermont, und viele andre später namhaft gewordene Männer schlossen sich dem Orden an. Held schwärmte in den Gefühlen der Freundschaft, zahlreiche Gedichte sprachen die Gluth seiner Empfindungen aus, in denen die Freundesliebe stets mit der Begeisterung für Tugend, für

Recht und Wahrheit, für Menschenadel und Menschenwohl zusammenging. Sein Herz war offen und arglos, folgte willig jedem Anscheine des Guten, traute Andern mehr noch zu als sich selbst, und es gehörten die bittersten Enttäuschungen dazu, diesen Quell überströmenden Gefühls und Zutrauens zu hemmen, der jedoch nie ganz versiegte, sondern auch im spätesten Alter noch oft unerwartet lebensfrisch hervordrang. Daß er die Ausbildung seines Verstandes und die Erwerbung gründlicher Kenntnisse hiebei nicht vernachlässigt habe, dafür zeugen seine nachherigen so mannigfachen als tüchtigen Arbeiten, die nothwendig einen früh und gut gelegten Grund voraussetzen.

Ein Zweikampf mit einem Studenten Früson, der später in Posen einer der besten Freunde Held's und Vormund seiner Stiefkinder wurde, regte den Eifer der Behörde auf, und scheint die Ursache gewesen zu sein, daß Held im Herbst 1786 Halle verließ und nach Helmstädt ging, wo er das letzte seiner Universitätsjahre zubrachte. Hier fand er nur eine kleine Zahl Konstantisten, und die Mehrheit der Studirenden nicht von der Art, um aus ihrer Mitte dem Orden würdige Jünger zu werben. Auch mag der Blick

auf sein bevorstehendes Abgehen von der Universität und die Sorge wegen seines bürgerlichen Fortkommens den jungen Mann, dessen Hülfsmittel gänzlich erschöpft waren, jetzt wohl ernster und nachdenklicher beschäftigt haben. Er mußte vor allem eine Dienstlaufbahn wählen, und sich zu dieser anmelden und näher vorbereiten. Er that letzteres mit angestrengtem Eifer, unter großen Entbehrungen und Mühsalen.

Held erscheint uns als einer der Menschen, die früh fertig werden, deren Karakter und Talente gleich im ersten Anlaufe die Gränzen abstecken, innerhalb deren sie sich bewegen werden. Wir sehen in ihm zwei Hauptkräfte sich gleichzeitig entwickeln, seine Seele abwechselnd bestimmen, und in ihren ungelösten Widerspruch sein ganzes Leben hineinziehen; ihn erfüllt ein überschwängliches inniges Gefühl, und ihn beherrscht ein durchdringender, scharfer, unbestechlicher Verstand; jenes idealisirt alle Gestalten, dieser prüft sie nach abstrakter Regel, und da beide fortwährend ihr Gleichgewicht suchen, aber sich nicht zur höheren Einheit aufzuschwingen vermögen, da keiner der Gegensätze den andern überwindet, sondern immer nur neu hervorruft, so laufen beide Richtungen in ewiger Trennung nebeneinander

hin, und sie halten einander nur dadurch die Wage, daß sie wechseln. Gegen die Außenwelt entsteht hieraus ein peinliches Mißverhältniß; derselbe Gegenstand, mit heftiger Gefühlswärme erfaßt und weit über seine Wirklichkeit erhoben, fällt tief unter diese hinab, indem er an die abstrakten Forderungen des Verstandes gehalten wird; das Verwerfen ist jetzt unmäßig, wie es früher das Ergreifen war; da jede dieser Thätigkeiten auf ihrem besondern Grunde wohlberechtigt und in ihrer Wahrheit ist, so kann keine die andre aufheben, und dieselben Erfahrungen werden sich nur immer wiederholen, ohne jemals ein berichtigendes Ergebniß zu erzeugen.

Nach diesem Zwiespalte des Innern stellen sich auch die Talente, welche demselben als Hülfsmittel der Äußerung beigegeben sind. Die Poesie sowohl als die Philosophie halten sich im Gebiete der Reflexion, sie schöpfen nicht aus den Ursprüngen des Geistes, sondern handhaben überkommene Bilder und Allgemeinbegriffe. Wir wollen hiemit nicht tadeln, sondern nur bezeichnen, und erkennen sogleich an, daß beiderlei Talent, das poetische wie das philosophische, in Held ungemein stark und frisch war; seine Gedichte erheben sich nicht selten zu dem Besten, was die

berühmtesten Dichter solcher Gattung geliefert haben, und seine Gedankenfolge ist immer streng, kräftig und klar, stets der Wahrheit und nie dem Scheine zustrebend. Wie ganz anders aber hätten diese edlen Gaben sich dargestellt, wie ganz anders gewirkt, wäre zu ihrer Vermittlung und Leitung noch der Feinsinn gekommen, den wir Geschmack nennen, und der für alles Urtheilen und Thun richtiges Maß und sichernden Halt gewährt! Ein ganzes Leben würde durch diese Beigabe sich glücklicher gewendet haben! Aber dieser Sinn fehlte hier; wie er denn überhaupt selten und sein Mangel wesentlicher ist, als man gemeinhin annimmt. —

Sehen wir auf den Inhalt, der in diesen Gemüths- und Geistesformen vorzugsweise aufgegangen und angesiedelt war, so finden wir alle herrschenden Ideen der Zeit in stärkster Auffassung. In Deutschland war ein eifriges Streben rege, die Fesseln alter Vorurtheile abzuwerfen, das Leben aus dem Gesichtspunkte des Reinmenschlichen neu zu ordnen, das Gemeinwohl zu befördern, die gesammte Menschheit zu veredeln und dem Lichte zuzuführen; alles dies wurde mit dem Namen der Aufklärung bezeichnet. Was in Frankreich damals Philosophie hieß, stimmte mit

dem deutschen Streben ziemlich überein; auf die Großen und Mächtigen hatte zumeist Voltaire eingewirkt, in ernsten und stillen Gemüthern waren Rousseau, Montesquieu und Diderot verehrt. Held insbesondre hatte die leidenschaftlichste Liebe zu Rousseau gefaßt. Die Regierung Friedrichs des Großen hatte den neuen Ansichten Freiheit und Stütze gewährt, Preußen war dadurch gleichsam ihre Heimath geworden, und auch die deutsche Philosophie, durch Kant in tiefe und weitkreisende Bahnen geführt, ging aus Preußen hervor. So geschah es, daß der weltbürgerliche Sinn hier doch wieder ein besonderes Vaterland lieben konnte, das durch den Ruhm der Thaten und des Geistes weit über andre Länder sich erhob. Dieser Ruhm verdunkelte sich zwar nach dem Tode des großen Königs, die schmachvollen Namen von Wöllner, Hilmer und ihrer Genossen wurden unauslöschliche Flecken darin, aber die Freunde des Lichtes hielten nur um so fester an dem Staate, dessen eigenstes Wesen sie gegen solche innere Feinde zu vertheidigen berufen waren. Dies finden wir auch in Held lebendig ausgedrückt. In demselben Maße, in welchem er für die Menschheit im Allgemeinen glühte, war er Preuße mit Leib und Seele. Dieser

Staat vor allen sollte gedeihen, zum eignen Heil und zum Beispiele andrer Völker, dieses Königsgeschlecht schien vor andern berufen, Licht und Heil zu verbreiten, und wenn auch eine augenblickliche Verdüsterung eintrat, auf den jungen Thronerben hoffte man mit feuriger Zuversicht. Diese merkwürdige Verbindung des weltumfassenden Freisinns und der engsten Anschließung an das Vaterland ist die ehrenvolle Eigenthümlichkeit Held's und seiner Freunde, sie waren die eifrigsten Bürger dieses Staates, die reinsten Anhänger dieses Königthums.

Held's erste Anstellung im preußischen Staatsdienst erfolgte im Anfange des Jahrs 1788, wo er Sekretair bei der niederschlesischen Accise- und Zolldirektion in Glogau wurde. Mittellos und auf seine eigne Kraft angewiesen, begann er mit Fleiß und Eifer in seinem Geschäftsberufe zu arbeiten, und durch nachträgliche Studien seine Kenntnisse zu erweitern. Er suchte eine freie Übersicht der Verfassung und Verwaltung des Staates zu gewinnen, und entdeckte leicht die Gebrechen und Mängel, die sich darin angesetzt hatten. Dabei hing er seinen schwärmerischen Neigungen lebhaft nach, unterhielt die Verbindung mit seinen Ordensbrüdern, knüpfte neue

Freundschaften, widmete jeder Gelegenheit ihr angemessenes Gedicht, besang Tugend und Liebe, und gab sich gern geselliger Freude hin. Doch bei größter Hinneigung zu allen Reizen des Lebens, behielt er stets eine strenge Eigenart. Er lebte bei seinem geringen Einkommen mäßig und ordentlich, mied Trunk, Spiel und andre Ausschweifungen, war schon damals ein entschiedener Freund des kalten Wassers, hielt auf die äußerste Reinlichkeit, und wenn seine Erscheinung ungeachtet ihrer Strenge doch eine gefällige und liebenswürdige war, so war sie es grade durch diese ungesuchte Einfachheit, aus der im näheren Umgang ein edler Zartsinn hervorbrach, immer bereit das Beste zu thun und vorauszusetzen.

Mittlerweile kam in Frankreich die Revolution zum Ausbruch, welche durch die innere Arbeit gesteigerter Mißverhältnisse ein halbes Jahrhundert hindurch war vorbereitet worden. Ihr Anfang wurde in Deutschland fast allgemein als die Morgenröthe eines herrlichen Tages begrüßt, der für die ganze Menschheit aufzugehen schien. Die edelsten Geister unsres Vaterlandes, Klopstock, Bürger, Stolberg, Voß, Kant, begrüßten segnend die junge Freiheit, in der sie ein auch für Deutschland beginnendes Heil erblickten.

„Hätt' ich hundert Stimmen — sang Klopstock — ich feierte Galliens Freiheit Nicht mit erreichendem Ton, sänge die göttliche schwach!“ Held und seine Freunde waren heftig ergriffen von der großen Bewegung, die alles in sich zu vereinen schien, was Luther und Friedrich, Rousseau und Lessing angestrebt. Mit dieser Erscheinung, deren Folgen niemand überschauen konnte, begann in allen deutschen Geistesbestrebungen ein neuer Eifer, eine ernstere Thätigkeit, und das Bedürfniß wurde lebhaft gefühlt, die Gleichgesinnten zu kennen und mit ihnen enger zusammenzustehen.

Held richtete daher jetzt alles Ernstes sein Bemühen auf den Konstantistenorden, dem er eine freiere Entwicklung zu geben unternahm. Die Studentenverbindung däuchte ihm sehr unvollkommen, und sollte auf höheres Allgemeines hinausgeführt werden. Er arbeitete neue Statuten aus, und suchte deren Geist in einer Einleitung auszudrücken, die wir hier als sprechendes Zeugniß der jugendlichen Meinung und Kraft in ihrer ursprünglichen Fassung mittheilen: „Unbekümmert darum, — heißt es —, in wiefern das Böse mit in den Plan der Welt gehört, aber überzeugt, daß der größte Theil der Menschen aus Unwis-

senheit, Trägheit und Kraftlosigkeit, dessen eine Menge entstehen macht, welche vermieden werden könnte, treten wir zusammen in einen festen Bund, durch dessen gemeinschaftliche und zusammentreffende Kräfte wir in den Stand gesetzt werden, das Joch nichtswürdiger Vorurtheile abzuwerfen, die richtigen Ansichten der Dinge zu finden, unsre Meinungen zu läutern, unsre Einsichten zu vermehren, die ewigen Gesetze der Vernunft und Moral mit praktischer Entschlossenheit zu befolgen, und solchergestalt, und unter den Auspizien der treuen Freundschaft, die oft trüben Tage im Leben uns einerseits auf eine eben so sichre und würdige Art zu erhellen, als wir andrerseits, mittelst dieser Bestrebungen, dem Ziele der moralischen Vollkommenheit näher rücken, welches, falls man das Dasein nicht für völlig bestimmungslos halten will, wir in der Perfektibilität unsrer Anlagen und Triebe, als uns vorgesteckt durchaus annehmen müssen."

„Wenige, ob sie gleich den Verlust der angebornen Güte und Würde beseufzen, und sich nach Erlösung sehnen, haben Energie genug, dem Strome der Verschlimmerung sich entgegenzustemmen, sie lassen es bei frommen Wünschen bewenden, die Verzagtheit in dieser Hinsicht ist allge-

mein, und mehrentheils schwächen Lage und der Druck der Umstände auch den regesten Willen, sich thätig zu äußern, zumal da die Einsicht nichts weniger als häufig ist, daß, um seinem Dasein Würde zu geben, der Mensch sich selbst das einzige und nächste Mittel bleibt. Wehe überdies dem Einzelnen, der es wagt, auf der großen Heerstraße seiner Zeit stehen zu bleiben und seinen Mitwallern zuzurufen: Wir sind unrecht! Gerade um ihn, und jemehr er Mann von offner Stirn und warmem Herzen ist, je unbefangener er der Natur schönes Gepräge vor sich her trägt, werden Bosheit, Verachtung, Neid und bittrer Haß sich bald versammeln, ihn zu schmähen und zu kränken, denn die Sklaven der Verderbnisse und Mißbräuche sind jederzeit die heftigsten Feinde derer, die mit ihnen nicht gleiches Joch erleiden wollen. Aber am Arm der Freundschaft wächst der Muth, und, von ihr begleitet, wird der Streit mit der Thorheit, dem Laster, mit dem hartnäckigsten Irrthum und Vorurtheil, gewiß immer glücklicher angefangen und ausgeführt, als von dem Einzelnen, der, sei er auch noch so dreist, gemeiniglich der Märtyrer seiner Grundsätze wird."

„Daß wir nun, zu diesem Zweck verbrüdert, um uns den Vorhang der tiefen Verschwiegenheit

ziehen, ist nothwendig, weil der sparsam vorhandene Verstand von der zahlreichern, intoleranten und anmaßungsvollen Dummheit immerdar zu grob belästigt wird, wenn er sich ihr auf horizontalem Boden gegenüberstellt; weil die größere Schaar der Menschen für die Annahme unsrer Grundsätze jetzt und zumal in dieser Gegend der Erde noch keinen Sinn hat, und sie mißverstehen würde; endlich weil wir, wenn wir als eine wirkliche Elite der Menschheit, Einheit im Plan und Ordnung beobachten wollen, Verfassung und Form haben müssen."

„Wäre die Welt schon zu der Ausbildung gelangt, deren sie fähig ist, und die sie, nach der Analogie ihrer bisherigen, immer neue Steigerungen des Ganzen aufstellenden Geschichte sicher zu schließen, wenn noch Jahrhunderte verstrichen sein werden, einst erreichen wird, so wäre jede geheime Gesellschaft ein strafwürdiger status in statu, eine Verschwörung gegen die Zeitgenossen; so lange aber die Sachen noch wie dermalen stehen, kann uns wenigstens dieser Vorwurf nicht mit Recht gemacht werden, da wir uns grade darum aneinanderschließen, um unseres Orts, soviel wir vermögen, dazu beizutragen, daß die Menschheit über diejenigen Angelegenheiten, von deren

redlicher Entscheidung ihre Mündigkeit abhängt, baldmöglichst zu einem ausgemachten System gelange. Wenn wir uns indeß anmaßen, das eben geäußerte Urtheil von unsrer Mitwelt zu fällen, so geschieht solches in der schönen Hoffnung, daß die Siege der täglich reifenden und sich mächtig verbreitenden Vernunft, vereint mit dem sonnengleichen Aufsteigen allgemeingültiger Prinzipien in dem, was man nur immer die höchsten Ziele des Forschens der Erdbewohner nennen mag, der Nachwelt einst ähnliche Vorwürfe ersparen, und dann alle unter dem Schleier des Geheimnisses entstandene Verbündungen, die in irgend einer Art mit uns dieselben Absichten haben, unnöthig sein, mithin von selbst verschwinden werden, da der Schein der Fackel im hellen Sonnenlichte überflüssig ist. Unsre Blicke auf dieses erhabne Ideal der Zukunft gerichtet, fassen wir als Männer den durchdachten und tiefgefühlten Entschluß, so zu handeln, als hörten wir nie auf zu leben, den Entschluß, die Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse des Menschengeschlechts zu jenem hohen Grade der Reinheit kräftigst zu befördern, dessen Möglichkeit die edlern Seelen unter allen Himmelsstrichen jetzt nicht mehr bloß ahnden, sondern als gewiß erreichbar ansehen." —

„Demnach sind die Hauptzwecke unseres Bundes, welche uns überall klar und hell vor Augen stehen, auf welche wir all unser Thun und Lassen beziehen müssen, 1. Veredelung und Vollkommnerwerdung der Mitglieder an Geist und Herz; 2. Eine von den Regeln der Klugheit zwar geleitete, immer aber muthige und recht eigentlich praktische Ausübung und Verbreitung alles dessen um uns her, was im weitesten Sinne wahr, gut, schön und gemeinnützig heißen mag. Das allgemeine Mittel, diese Zwecke leichter und schneller zu erreichen, ist die Freundschaft, so innig, so werkthätig, so herzlich und unauflöslich fest, wie die profane Welt sie nicht kennt, und nicht übt; wir haben deßhalb, um immer daran erinnert zu werden, daß wir uns ihr geweiht haben, die Eigenschaft, die ihr erst den wahren Werth giebt, und ihr nur allein zur Basis dienen kann, die Beständigkeit, zum allgemeinen Symbol unseres Ordens, wie solches schon bei dessen früherer Entstehung auf Akademieen geschehen ist, gewählt.“ —

Nach dieser nicht ungeschickten Darlegung der Antriebe und Zwecke theilt Held seine Vorschläge mit, was für Formen dem Bunde zu geben seien.

Er will diese höchst einfach, keine Grade, keine unbekannten Obern, keine seltsamen Ceremonien; nur ein Verschwiegenheitseid soll geleistet und ein Ordenskreuz auf der bloßen Brust getragen werden. Eine Hauptloge in Berlin bildet den Mittelpunkt, alle andern Logen stehen mit dieser in Verbindung; jede hat ihren Vorsteher und ihren Schreiber, sonst herrscht vollkommene Gleichheit, der auch das den Brüdern empfohlene Du entsprechen soll. Nur sehr gewählte, unverdorbene, kluge und wackre Männer, die frei von Lastern, von Eigensucht und Schwäche, sollten aufgenommen werden. Die Kantische Moral wurde als oberster Grundsatz des Ordens aufgestellt, die Würde der Menschheit auch in dem verachtetsten menschlichen Wesen zu ehren befohlen. Gegenseitige Unterstützung in jeder Noth und Bedrängniß, besonders aber im Kampfe für Recht und Wahrheit, war heilige Pflicht, eben so die Sorge für die Wittwen und Waisen der gestorbenen Mitglieder. In Betreff der Staatsverhältnisse wird vorgeschrieben, die bestehenden zu ehren und alle damit verbundnen Pflichten treu zu erfüllen, so lange diese nicht in zu auffallenden Widerspruch treten mit den höheren Pflichten der Menschlichkeit und den ursprünglichen Forderungen des

Naturrechts. Die Mitglieder durften keiner andern geheimen Verbindung angehören, als etwa der Maurerei, doch mit dem Vorbehalte, daß die Konstantisten stets wissen sollten, wer von ihnen Freimaurer, die Freimaurer aber nie, wer von ihnen Konstantist sei.

Mit solchen wichtigen Grundzügen mischten sich andre Vorschriften von sehr willkürlicher Art, kleinliche Eigenheiten, die zum Theil drückend werden konnten, zum Theil unnütz und lächerlich ausfielen. So wurde zum Beispiel die möglichste Kurzfassung in Geschäften und ebenso das Baden des Körpers empfohlen, dagegen der Kaffee verbannt und alles Kartenspiel, der Haarbeutel und Galanteriedegen, die Visitenkarten! Was jeder Gesetzgeber erfährt, die Schwierigkeit Wesentliches von Unwesentlichem abzusondern, jenes festzuhalten und dieses freizugeben, erfuhr auch Held, welcher im Gefühl des redlichsten Wollens allen seinen augenblicklichen Überzeugungen unbedingte Geltung beilegte, und so das Wichtigste mit dem Unbedeutendsten zum Schaden des erstern zusammenknüpfte. Mit Ausnahme der Bestimmung über das Verhältniß zur Maurerei, wobei sich eine Unredlichkeit nicht leugnen läßt, ist aber der

ganze Entwurf merkwürdig frei von jeder Arglist und Falschheit.

Wie es früher dem Nürnberger Arzte Erhard mit einem ähnlichen Bund erging, daß nämlich sein glühend ersonnener Plan die warmen Theilnehmer nicht finden konnte, deren es bedurft hätte, so erging es auch dem Eifer und den Anstrengungen Held's, er mußte nach vielen mühsamen und fruchtlosen Versuchen die Sache aufgeben. „Die Berliner, sagt er selbst in einem spätern Aufsatz, konnten sich nicht einigen; weil das Aktenwesen, die Vergnügungen, Zerstreuungen und Liebschaften der Hauptstadt, endlich Heirathen, Unverträglichkeit, Klatschereien, Geld borgen und nicht wieder geben, dazwischen kamen; vielleicht auch weil das Projekt gar zu reinvernünftig war, den Thorheiten der Konvenienz, die der subalterne Zivilist bald als Wichtigkeiten betrachten lernt, zu sehr antagonisirte und der Einbildungskraft nichts zum Spielen lieferte, durch Grade, Geheimnisse, Symbole, Zierrathen und dergleichen Possen. Der Ernst fehlte, der dazu nöthig gewesen wäre. Überdem wollten die Studenten auf einem halben Dutzend deutscher Universitäten schlechterdings nicht ihre Konstantia fahren lassen." Doch fuhr Held seinerseits fort,

Verhältnisse jedoch durchaus verderbt waren, rang vergebens wider die überlegene Macht, die sich von allen Seiten ihm aufdrängte, und die ungeregelte Freiheit mußte sich unter die Formen der fremden Ordnung beugen. Die Preußen fanden ein verwahrlostes Land, aufgelöste Verhältnisse, Mißbräuche aller Art, unendlichen Stoff zum Bilden, aber leider auch zum Ausbeuten. Zahllose Beamten, oft nur durch Gunst oder Zufall ausgewählt, unter ihnen die schlechtesten Leute, die man anderwärts anzustellen nicht wagen durfte, ergossen sich in die neue Provinz, und statt der Ordnung, welche sie bringen sollten, brachten sie nur ihre Selbstsucht und Unredlichkeit. Den Edlen und Ehrlichen unter diesen Beamten war daher eine zwiefache Anstrengung auferlegt, den vorgefundenen Übeln abzuhelfen, und die neueindringenden zu bekämpfen. Held, in seiner kraftvollen Rechtlichkeit, in seinem Hasse gegen alle Falschheit und Lüge, in seiner Begeisterung für Freiheit und Menschenwohl, sah sich hier von Widersprüchen umgeben, die seine Denkart und Gesinnung nur stählten. Die furchtbaren Flammen der französischen Revolution, gegen welche der König und die Hauptkraft des Staates am westlichen Ende des Reiches den traurigen Krieg

nur unheilvoll fortsetzten, sprühten dabei nachhaltig auch in den trüben Osten ihre Funken, und viele Gemüther nahmen sie begierig auf.

Ein früherer Freund Held's, der in Glogau angestellte Kriegsrath Joseph Zerboni, ein vortrefflicher Kopf, hellen Geistes und hochherzigen Muthes, heiß für das Vaterland erglüht und in dessen Dienste musterhaft, war mit dem aus Österreich geflüchteten Kapuziner Ignaz Feßler bekannt geworden, der jetzt in der Nähe von Glogau bei dem Fürsten von Carolath lebte, und wegen seiner Schicksale und Talente in gutem Rufe stand. Als Freiheitsfreunde, als Aufstreber zur Menschenveredlung, als Eiferer für Tugend und Recht, hatten beide Männer sich leicht gefunden und bis auf einen gewissen Grad verständigt. In ihren Gesprächen kamen sie bald auf die Mittel, welche ihren edlen Zwecken am förderlichsten sein könnten, und Feßler trat mit dem Vorschlag eines geheimen Bundes hervor. Wie in späterer Zeit jeder junge Litterator vor allem sein eignes Tageblatt haben wollte, so begehrte damals jeder Strebsame der Stifter eines Geheimbundes zu werden, wodurch denn so Vereine wie Tagblätter von selbst allmählig einander den Boden nahmen und Ansehn und Wirkung einbüßten. Feßler

brachte Geist genug und allerlei brauchbares Bauwerk zu der Stiftung mit, er gewann den Beitritt einiger angesehenen Personen, und durch Zerboni's Vermittlung schloß auch Held dem Unternehmen sich an. Im Oktober 1793 kamen die drei Freunde auf dem wüsten Schlosse des Dorfes Polnisch-Tarnau zusammen, und nannten ihren Bund den der Evergeten oder Gutesthuer, wie denn in der That ihr Plan nur Löbliches und Gutes darlegte. Das Ganze sollte als ein Zweig der Freimaurerei gelten, und aus dieser zunächst auch seine Mitglieder werben. Zerboni gewann seinen eben aus Frankreich zurückgekehrten jüngern Bruder, und seine Freunde, den Hauptmann von Leipziger in Schweidnitz und den Kaufmann Contessa in Hirschberg, für den Bund. Doch blieb in diesem geringen Anfange die Sache bald stecken. Contessa wollte den Bund in republikanisches Wesen leiten, Feßler, vom Kloster her an Scheinsamkeit gewöhnt, allerlei Gaukeleien damit verknüpfen, beidem Bemühen standen Zerboni und Held entgegen; sie selbst, und bald auch Leipziger und Contessa, zogen sich von Feßler zurück, der sich darauf ganz auf die Maurerei warf, aber auch hier bald scheiterte und allein blieb. Der Bund ging unter,

bevor er recht entstanden war, und die Freunde betrachteten ihn bald selber nur noch als ein Spielwerk jugendlicher Träume, nicht ahndend, daß aus diesem verlassenen Spielwerk ihnen noch furchtbarer Ernst erwachsen sollte! — Der Evergetenbund blieb die letzte Geheimnißkrämerei, von der sich Held locken ließ, er nahm fernerhin an keiner solchen mehr Theil.

Desto lebhafter wandten sich seine Blicke nun auf die öffentlichen Ereignisse, auf die Bewegungen des Staats- und Bürgerlebens. Er liebte die Freuden der Geselligkeit, den Umgang mit Frauen, und das muntere Zusammensein beim Mahle, wiewohl er selber dabei stets eine musterhafte Mäßigkeit hielt; die Offenheit freundschaftlicher Gespräche und der Frohsinn traulicher Scherze waren ihm Bedürfniß. Gern widmete er die Töne seiner allzeit bereitwilligen Poesie solchen geselligen Anläßen, und was irgend in dem Kreise seiner Freunde und Gönner vorfiel, empfing ein entsprechendes Gedicht, worin denn gewöhnlich alles Gute zu feiern und alles Böse zu schmähen nicht versäumt wurde. Am größten jedoch erschien sein Eifer und auch sein Talent, wenn allgemeine Vorgänge zu besingen waren, in welchen sein auf Menschenrecht und Menschenwohl

gerichteter Geist irgend ein Heil zu finden wähnte. Als Jean Jacques Rousseau's Asche am 11. Oktober 1794 zu Paris in das Pantheon gebracht worden war, übersetzte Held das diesem Vorgange gewidmete Gedicht Chenier's in der Form von Schiller's Lied an die Freude, und ließ diese Übersetzung in der Südpreußischen Zeitung abdrucken, welche der aus Straßburg geflüchtete Buchhändler Schöll in freisinnigem Geist redigirte. Die erste Strophe lautete:

„Du, der mit den Urgesetzen
Der Natur, als Freund vertraut,
Stürztest der Verderbniß Götzen,
Einst vom Vorurtheil erbaut:
O! Begeistre Frankreichs Jugend,
Die das Vaterland Dir weiht,
Zu der Gleichheit Bürgertugend,
Zu der Freiheit Sittlichkeit!"

„Rousseau! Edelster der Weisen!
Freund der Menschen, sieh herab!
Dankbar stehen um dein Grab
Freie Bürger, dich zu preisen."

Deßgleichen übersetzte er das berühmte Lied: Le reveil du peuple und andre politische Gedichte jener Zeit, so wie auch manches aus Horaz und aus den Poesieen Friedrichs des Großen, wobei

er den Vortheil genoß, in den Gedanken und Gesinnungen jener meist seine eignen auszusprechen. Auch der am 5. April 1795 zu Basel zwischen Preußen und Frankreich geschlossene Frieden war ihm ein willkommenes Ereigniß; er sah darin die Aussöhnung und künftige Verbündung zweier Länder, welche ihm bestimmt dünkten, einem höchsten Ziele vereint zuzustreben. Die Grundsätze reiner Menschlichkeit und freien Bürgerthums waren in Frankreich durch die Gräuel blutiger Gewaltherrschaft nicht zerstört worden, sie hatten hier noch immer vorzugsweise ihre Heimath, und Preußen, von gleichen Keimen erfüllt, versprach diese in seinem Königthume ohne jene Stürme zu entwickeln. Held sagte in solchem Sinne:

„Friedrich Wilhelm! Ruf' es wieder,
Ruf Dein tapfres Heer zurück!
(Ach, der Kampf warf Viele nieder!)
Lass' uns sein der Franken Brüder!
So gebeut es das Geschick.
Heil dem fränkischen Senate!
Wenn er Treu und Glauben übt,
Nicht die Menschheit mehr betrübt,
Und dem neugeschaffnen Staate
Ruh' und Ordnung wiedergiebt!"

Wie sehr auf andrer Seite dieser Frieden und die politische Freundschaft eines Königs mit dem

revolutionairen Freistaat als unnatürlich und verderblich getadelt und gehaßt, und welches Unheil dieser Verbindung zugeschrieben wurde, brauchen wir wohl nicht erst in Erinnerung zu bringen.

Das folgende Jahr 1796 brachte Widrigkeiten und Verwicklungen, die zunächst auf Zerboni fielen, in denen aber auch Held tief betheiligt war, und die er später durch freiwillige That ganz auf sich riß, so daß sein nachheriges noch langes Leben von den Folgen heimgesucht blieb. Zu dieser Erzählung müssen wir etwas weiter ausholen. Karl Graf von Hoym, geboren 1730 in Pommern, war Präsident der Kriegs- und Domainenkammer von Kleve und Mark, als ihn Friedrich der Große im Jahre 1770 zum Staatsminister ernannte und ihm die Verwaltung von ganz Schlesien übertrug. Die Provinz war in blühendem Zustande, der sich in den Jahren seiner Verwaltung, wenn auch nicht eben durch diese, nur noch mehr hob, und ihm die Zufriedenheit des Königs erwarb. Neben dieser hatte er sich aber vorzüglich der Gunst sowohl des Thronfolgers als aller Personen versichert, die in Berlin irgend Einfluß übten. Die Gunst Friedrich Wilhelms des Zweiten erhob ihn auch alsbald, im Jahre 1786 bei der Huldigung zu

Breslau, in den Grafenstand und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden. Hoym war ein schöner Mann, der in seiner aus Freundlichkeit und Stolz gemischten Vornehmheit, bei freiem, offnen Wesen und feiner, verbindlicher Unterhaltung, auf den ersten Blick Ansehn und Zuneigung gewann. Er hatte wirklich Herzensgüte und große Liebenswürdigkeit. Doch ohne sittliche Kraft entbehrten diese Eigenschaften alles ernsten Haltes, und dienten nur der Eitelkeit und Selbstsucht. Die Verwaltung Schlesiens war von dem Generaldirektorium in Berlin fast unabhängig, und Hoym benutzte dies Verhältniß, um in der Provinz alles nach seinem Willen anzuordnen. Seine persönliche Gunst verfügte Anstellungen und Ehren, vergab nach Belieben Geld und Gut. Von Schmeichlern und Ansuchern umgeben, seiner Stützen am Hofe sicher, überließ er sich bald allen Schwächen eines eitlen und mächtigen Mannes, der die Welt vorhanden glaubt, um seinesgleichen zu tragen und zu verehren; denn Geburt und Stand galten ihm über alles, und der traurige Wahn, daß vornehmes Befehlen und gewandtes Weltwesen zum Staatsmanne genüge, hatte sich tief in ihm festgesetzt. Der rechtliche Sinn der Behörden widerstand öfters der Will-

für, die öffentliche Meinung rügte mit Schärfe das Benehmen eines Ministers, dessen Schwäche bald in weichliche Rührung versank, bald in zürnende Strenge aufwallte, stets aber nur der Einwirkung des Augenblickes folgte. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution, welche allen Staatsverhältnissen eine scharfe Prüfung brachte und die Forderungen des Zeitgeistes überall dringender aufregte, sprach die Verstimmung gegen Hoym sich um so stärker aus, als er im Gegentheil jetzt nur um so eifriger in den alten Vorurtheilen und Mißbräuchen beharrte, die so mächtig erschüttert und befehdet wurden.

Zerboni hatte sich von der persönlichen Erscheinung Hoym's angezogen gefühlt, und sich von dessen Rührung, scheinbarem Edelsinn und Eifer für Menschenwohl, eine Zeitlang täuschen lassen. Hoym schien auch seinerseits für Zerboni gutgesinnt, und als dieser, bei den neuen Erwerbungen Preußens in Polen, für sich einen weitern Wirkungskreis in diesen Ländern wünschte, versprach Hoym, ihn dem Minister von Voß, der im Februar 1793 die preußische Verwaltung dort einzuführen beauftragt wurde, kräftig zu empfehlen. Allein er that dies nicht, und als Zerboni sich bei Voß meldete, wußte dieser nichts von

ihm, erkannte aber sogleich den Mann von hellem Geist und reinem Eifer, machte ihn zum Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer in Petrikau, und hörte bei vielen Anlässen seinen Rath. Voß blieb indeß nicht lange in dieser Wirksamkeit, sondern mußte im September 1795 die Leitung der neuen Provinz, für welche die Minister Freiherr von Schrötter und Hoym anfangs ihm nur beigeordnet gewesen, ganz an den letztern abgeben. Hoym begann nunmehr auch in Südpreußen zu schalten, wie in Schlesien, und die Folgen wurden nur allzu schnell sichtbar. Durch den vom Könige genehmigten Vorschlag, einen Theil der in der neuen Provinz vorgefundenen Krongüter zu Schenkungen an verdiente Männer zu verwenden, hatte er das Mittel in Händen, sich die einflußreichsten Personen am Hofe zu verpflichten, und auf die Günstlinge Bischoffwerder, Wöllner, und Andre dieser Art, durfte er mit Sicherheit rechnen, wenn Anklagen wider ihn geschehen sollten, die er unter solchen Umständen kaum noch fürchtete. Doch Zerboni'n hier zu finden, dem er Gunst nur geheuchelt hatte, dessen Grundsätze und Ansichten er haßte, war ihm desto verdrießlicher, als dieser Mann grade jetzt durch die Unbefangenheit seiner red-

lichen Vorschläge und durch seinen geschäftskundigen Scharfblick sehr unbequem wurde. Zerboni entdeckte in der Verwaltung den abscheulichen Betrug einiger Angestellten, welche den Staat um eine Million Thaler übervortheilten, und pflichtgetreu berichtete er seine Entdeckung an Hoym. Doch dieser wollte nichts von der Sache hören, nannte Zerboni's Angabe einen unberufenen Fürwitz, und wies ihn, als derselbe sich nicht gleich bescheiden wollte, mit beleidigenden Ausdrücken zur Ruhe. Nun gingen Zerboni'n die Augen auf, er sah in manchen Dingen einen Zusammenhang, den er bisher nicht hatte glauben wollen, doch schien ihm bei so vielem Schlechten, welches der Minister that oder guthieß, dieser mehr mißbraucht als selbstschuldig, und er konnte sich einer bemitleidenden Anhänglichkeit für denselben nicht entschlagen. Hoym aber fürchtete ihn, besonders auch wegen seines lauten Preisens und Hoffens auf den Kronprinzen, mit dem er ihn sogar in geheimem Briefwechsel wähnte, um denselben mit Vorgängen und Thatsachen, die dem künftigen Könige wichtig sein mußten, im Stillen bekannt zu machen.

Die Unzufriedenheit in Schlesien war mittlerweile auf den höchsten Grad gestiegen, der Haß

gegen Hoym zeigte sich immer offner und drohender, besonders hegte die Hauptstadt Breslau eine gährende Mißstimmung, und es bedurfte nur eines zufälligen Anlasses, so brach sie gewaltsam aus. Ein junger Offizier hatte einen siebzigjährigen Fischer hart mißhandelt, und der Anblick die Breslauer Bürger dergestalt erregt, daß sie laut die Bestrafung des Thäters forderten. Da diese nicht gewährt wurde, so stieg der Unwillen zu Thätlichkeiten, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die anrückenden Truppen wurden zurückgedrängt, und der Sturm, einmal losgelassen, wandte sich schnell mit ganzer Stärke gegen Hoym, gegen dessen Pallast das Volk herantobte. Erst kürzlich hatte ein Liebling Hoym's die öffentliche Meinung, die ihn arger Betrügereien anklagte, durch Trotz und Hohn auf das äußerste erbittert, und gegen ihn und seinen Beschützer, dessen sämmtliche Sünden nun zur Sprache kamen, wurden die heftigsten Verwünschungen ausgestoßen. Hoym, leichenblaß und zitternd, hielt sich für verloren, jammerte um sein Leben, versprach jede Besserung. Wir geben das Folgende mit den Worten, in welchen Held die Sache erzählt: „Ein Kammerreferendarius, der Graf von Kamecke, ein junger, interessanter, romantischer und jovia-

ler Alcibiades, warf sich mitten in den Lärmen, trank mit den Bürgern, und trug durch seine heitere Laune und Treuherzigkeit das Meiste zu ihrer Besänftigung bei. Hoym umhalsete den Kamecke, nannte ihn seinen Schutzengel und Lebensretter, und versprach ihm ungebeten in der Angst alle seine Schulden zu bezahlen, wenn er die noch immer erboste Menge bald ganz beruhige. Kaum war letzteres geschehen, als Hoym mit dem sehr freimüthigen Kamecke über die wahren Ursachen des Aufstandes in Streit gerieth. Kamecke drohte, er würde einen eigenen Bericht nach Potsdam in das Kabinet schicken. Hoym eilte ihm zuvorzukommen, verläumdete den Kamecke bei'm Könige, und schilderte dessen Benehmen grade umgekehrt. Das Schuldenzahlen unterblieb, und der patriotische Referendarius wurde obenein aus Breslau vertrieben. Er trat in Berlin nun als Lieutenant bei den Husaren ein."

Wirklich, kaum war die Gefahr beseitigt, so trat Hoym gleich wieder in alter Hoffahrt auf, und nachdem er durch Truppen und Behörden seine Macht erst wieder gesichert sah, dachte er nur einzig an Rache für die erlittene Demüthigung. Der Breslauer Aufruhr hatte am 6. Oktober 1796 Statt gehabt, die tobende Menge

war zuletzt durch Kartätschenhagel auseinander-gejagt worden, gegen hundert Menschen waren umgekommen, Verhaftungen folgten und scharfe Drohungen, die ganze Stadt war in Trauer und Schrecken; Zerboni empfing in Petrikau mit tiefster Bewegung die Nachricht von diesen Vorgängen, von dem Muthe des Volkes, von der Angst des Ministers; mit Unwillen und Schmerz hörte er, wie Hoym nun zu Handlungen des Hasses und der Grausamkeit fortgerissen werde, und sich dadurch nur neues Unglück bereite. In der leidenschaftlichen Stimmung eines aus Erbitterung und Mitleid, Verachtung und Theilnahme gemischten Gefühls, seiner redlichen Absicht gewiß, einen guten Erfolg noch für möglich haltend, schrieb er am 12. Oktober an Hoym einen Brief, der zu verhängnißvolle Entwickelungen auch für Held's Leben in sich trug, als daß wir ihn hier übergehen dürften. Zerboni schrieb wie folgt:

„Hochgeborner Graf, hochgebietender Herr Geheimer Staatsminister! Ew. Exzellenz verdanken das gegenwärtige Blatt einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an Ihre Person. Einer Anhänglichkeit, die bei dem ersten Augenblicke meiner Bekanntschaft mit Ihnen entstand; bei den dringendsten Veranlassungen zum Gegentheile

täglich wuchs; über die ich mir durchaus keine Rechenschaft zu geben vermag."

„Es sind den 6. dieses Monats Auftritte in der Hauptstadt Schlesiens vorgefallen, die in einem wohlregirten Staate nicht erhört sind. Unsere Staatsverfassung ist gut; unsere Gesetze sind weise; wo kann also der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letztern."

„Was hievon auf die große Schuldrechnung Ew. Exzellenz kömmt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht vom 6. zum 7. dieses Monats gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Vorsätze, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich, und Ihr Andenken verhaßt sein."

„Das Volk hat bei dem vorgewesenen Auftritte eine Energie gezeigt, die mich an meinen Landsleuten überrascht. Ein einziger entschlossener Bösewicht von Kopf, der sich an die Spitze des gährenden Haufens geworfen, seine regellosen Bewegungen nach einem Plane geleitet hätte, und — es wären Auftritte erfolgt, über die Sie jetzt mit der ohnmächtigen Verzweiflung eines Weibes die Hände rängen."

„Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht

die Kraft es zu vollbringen. Sie leben nur für die Empfindung des Augenblickes. Über dem Jammer eines Einzelnen übersehen Sie das Elend einer ganzen Generation. Um eine vor Ihren Augen geweinte Thräne zu trocknen, lassen Sie Ströme ungesehener Thränen fließen."

„Sie beugen Ihr Knie vor der Konvenienz, und huldigen der Laune des Momentes. Sie schätzen den Stein nur um der Folie willen. Der Mann von Kenntnissen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne gesellige Abgeschliffenheit, hat für Sie keinen Werth; Ihre buntscheckigten, ignorirenden Herrchen von Ahnen und Ton drängen beide nicht nur aus Ihren Gesellschaften, sondern, was bedeutender ist, aus öffentlichen Posten, die keine Ahnen, aber Kenntnisse und Rechtschaffenheit erfordern."

„Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man so dreist jedem grauen Wahne in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Gränzlinien, die Sie in Ihren Zirkeln ziehen, unausstehlich, und sich dem gebildeteren Bürgerstande unerträglich gemacht. Über den durch tausend bedenkliche Begünstigungen erkauften Bücklingen Ihrer soupéfähigen Herren, übersehn Sie die Achtung edler

Männer, die im Sturme um Sie treten, und Ihnen mit Rath und Entschlossenheit aushelfen könnten, wenn der Insektenschwarm, der nur im Sonnenblick Ihrer glänzenden Epoche zu dauern vermag, verjagt ist."

„Mit Wehmuth habe ich es bei meiner kürzlichen Anwesenheit in Schlesien bemerkt, es ist weit gekommen. Männer von Kopf und Herzen hassen Sie nicht mehr; sie verachten Sie. Ihre Gunst ist der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen, karakterlosen Menschen erkennt. Man arbeitet daran, Ihre Periode zu beschleunigen."

„Die Natur hat für die ganze Schöpfung, für alle ihre Kinder nur einerlei Gesetze. Eine gute Staatsverfassung ist in ihrer Ökonomie das Symbol der Natur. Sie erliegen der vergeblichen Arbeit, weiser zu sein als die letztere. Sie wollen Alle verbinden, und verbinden nicht Einen. Armer Mann, bei so vielen Opfern ohne Freund! Warum genügt es Ihnen nicht, die Neigung edler Menschen, und die Achtung aller zu erhalten. Die letztere wird Ihnen selbst der Verbrecher nicht versagen können, wenn Sie sein Urtheil unterzeichnen; sobald sich ihm die Überzeugung auf-

drängt, daß ihn nicht Ihre Willkür, daß ihn das Gesetz verdammt."

„Das Schicksal hat wenigen seiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewiesen, den es Ihnen früh gab. Auf dem Orte, wo Sie stehn, was könnten Sie für Schlesien und Südpreußen, was durch diese Provinzen für den ganzen Staat thun? Und was geschieht durch Sie? —"

„Unglücklicher Mann, mit so unendlichen Talenten zu eigener, und zur Glückseligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften albernen Schmeicheleien weniger karakterloser Menschen, die Sie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrensäulen der folgenden Jahrhunderte; und — was mehr als dies alles ist, ein groẞes und edles Herz, das Sie über alle Zufälligkeiten des Schicksals erheben könnte! —"

„Ich spreche in diesem nur für Sie existirenden Blatte eine Sprache mit Ihnen, die Sie vielleicht überrascht; aber es hat auch noch nie einem Sterblichen Ihre Erdenseligkeit wärmer als mir am Herzen gelegen. Wie hätte ich auch sonst bei meiner Denkart pflichtwidrig den Aufforderungen widerstehen können, unsere für mich so beleidigende Korrespondenz über die Diebereien

des südpreußischen Feldkriegscommissariates dem Thronfolger vorzulegen? —“

„Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern, die mit wenig Geschicklichkeit für jede Laune Seiner hochgräflichen Exzellenz eine gesetzliche Formel zu finden beflissen sind, nur die Ausdrücke der Livree gewöhnt. Aber — Sie bedürfen nackter Wahrheit; und diese ist nicht gefälliger, als ich sie vortrage.“

„Nehmen Sie dies Blatt auf wie Sie wollen. Ich befürchte nichts. Mein Schicksal ist außer der Gewalt jedes Menschen; nur von meinem eigenen Kopf und Herzen abhängig.“

„Antworten Sie mir was Sie wollen; antworten Sie mir auch gar nicht. Wollen Sie mich aber kränken, so lassen Sie mir durch einen Ihrer Schreiber eine mit verbrauchten schalen Huldversicherungen angefüllte Antwort aufsetzen.“

„Überzeugen Sie mich, daß meine unbegreifliche Anhänglichkeit an Sie nicht nur leidenschaftlich, sondern auch blind ist. Ich habe einem sehr edlen Triebe meines Herzens gefolgt. Ich kann mich in das Bewußtsein einer guten Absicht hüllen, und trete dann mit desto größerer Beruhigung und Energie auf die Ihnen gegenüberstehende Seite.“

„Ich bin mit den Gesinnungen, welche mir meine absichtslose innige persönliche Neigung gegen Sie einflößt, und der Verehrung, welche das zwischen uns bestehende Dienstverhältniß nothwendig macht, Ew. Exzellenz ganz gehorsamster treuer Diener Zerboni. Petrikau, den 12. Oktober 1796. —“

Gewiß ein merkwürdiges Schreiben, und wie man auch über die Ausdrucksweise desselben denken mag, immer wird man den Muth ehren müssen und die Rechtschaffenheit, welche darin hervortreten. Auch hegen wir an der Aufrichtigkeit der ausgesprochnen Zuneigung nicht den kleinsten Zweifel; wer die Widersprüche, in denen jene mit der gleichfalls ausgesprochenen Bitterkeit und Verachtung zu stehen scheint, nicht vereinbaren kann, der kennt das Menschenherz nur wenig und hat nur geringe Erfahrung von den einander feindlichen Richtungen, die sich oft fest in ihm durchschlingen. Doch war grade Held sehr unzufrieden mit dem Briefe, er fand ihn „ein unseliges Mittelding von Schmeichelei und Grobheit, nur halb dreist, und eigentlich mehr kränkend und neckend abgefaßt, als der Ausbruch eines von der Unordnung, Zweckwidrigkeit und Unmoralität in der innern Verwaltung

empörten Gemüths ist;" er meinte, „wer den Beruf fühlt, einen solchen Brief zu schreiben, muß ihn gleich so einrichten, daß der Empfänger ihn keinem Menschen zeigen könne." Zerboni blieb vier Wochen ohne Antwort, und mußte glauben, seine Aufwallung sei wirkungslos vorübergegangen. Allein er hatte sich diesmal in der Beurtheilung des Mannes, den er auf eine so scharfe Probe setzte, arg verrechnet. Hoym fühlte sich nach bestandener Gefahr nur um so übermüthiger in seiner Macht; heftig ergrimmt über die unerhörte Frechheit, mit der ein Untergebener ihm zu schreiben gewagt, wollte er sich durch den König selber Genugthuung schaffen; in blinder Wuth sandte er den schrecklichen Brief nach Berlin an den Generaladjutanten von Zastrow, und dieser legte ihn zu guter Stunde dem Könige vor, der leicht in die Vorstellung einging, daß sein eigenes Ansehn in dem des hohen Dieners angegriffen sei. In Folge eines Kabinetsbefehls wurde nun Zerboni Abends am 17. November in der Mitte seiner Familie plötzlich verhaftet, und als Staatsgefangener auf die Festung Glatz abgeführt.

Zwar sah Hoym baldigst ein, daß er sich übereilt habe, und in der That, wenn sein Schritt den

Gegner unmittelbar auf das härteste traf, so war die Rückwirkung auf ihn selbst auch nicht gering, und verbitterte ihm alle noch übrigen Lebensjahre. Das Vergehen Zerboni's war nur eine Privatbeleidigung des Ministers, und konnte vor Gericht eine nur mäßige Strafe nach sich ziehen, der Bestrafte nachher aber nur um so erbitterter seine Feindschaft fortsetzen. Er trat also mit Zerboni in Unterhandlung, und sicherte ihm, falls er gewisse Bedingungen einginge, seine baldige Entlassung zu. Inzwischen hatte Hoym auch Zerboni's sämmtliche Papiere in Petrikau wegnehmen lassen, und nach deren Durchsuchung glaubte er eine andre, weit schwerere Schuld auf ihn bringen zu können; von jenem Abkommen war nicht weiter die Rede, sondern Zerboni wurde, als er schon erwartete, in Freiheit gesetzt zu werden, am 17. Februar nach Spandau, und bald darauf in die Zitadelle von Magdeburg gebracht. Man hatte nämlich Schriften und Briefe gefunden, welche den Evergetenbund betrafen, und dieser wurde als ein Staatsverbrechen dargestellt. Auf dieses richtete nun Hoym den ganzen Eifer und Nachdruck seiner Anklagen. Die Wegnahme der Papiere, die durch den Oberauditeur Kriegsrath Pitschel geführte Untersuchung, das weitere Ge-

richtsverfahren, so wie die überaus harte Gefangenschaft, alles konnte angefochten werden, theils als nicht streng den Gesetzen gemäß, theils als entschieden partheilich. Überall hat man die traurige Erfahrung gemacht, daß die Richter, wenn sie einen sogenannten politischen Prozeß überkommen, alle Fassung verlieren, sie sehen sich in ungewohnter Wichtigkeit, das Gewissen wird von dem Eifer betäubt, sich bei solcher glänzenden Gelegenheit auszuzeichnen, den Dank und die Belohnungen der Herrschenden zu erwerben; da wird jeder zweifelhafte Umstand als erwiesene Schuld ausgelegt, jede gewaltsamste Schlußfolgerung versucht. So geschah es auch hier; vergebens berief sich Zerboni auf die gesetzlichen Vorschriften, verlangte vor seinen ordentlichen Richter gestellt zu werden, bestand darauf, die Anklage wegen des Briefes nicht mit der wegen des vergessenen Ordens vermengen zu lassen; das Verfahren ging seinen Gang, in welchem solche Unregelmäßigkeiten vorfielen, daß sogar zwei Minister, der Großkanzler von Goldbeck und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Haugwitz, eine Bekanntmachung unterschrieben, welche über die Verhafteten falsche Angaben durch die Zeitungen verbreitete. Dasselbe Loos

der Verhaftung traf nun auch den Hauptmann von Leipziger, den Kaufmann Contessa und den jüngern Zerboni, die durch die weggenommenen Papiere als Theilnehmer des Bundes erkannt worden waren. Von Held fanden sich Briefe an Zerboni, in denen er den Evergetenbund als unnütz und nicht ausführbar verwarf, und sich gänzlich davon lossagte. Gegen Feßler wurde nicht verfahren, weil man seinen eben erschienenen Mark-Aurel für eine Lobschrift auf den König nahm, und dieser den Namen auf der Verhaftliste mit dicker Tinte ausgestrichen hatte.

Die Gesetzgebung über geheime Gesellschaften war damals in Preußen sehr mangelhaft, und wurde erst nachher ausgebildet und geschärft; die Freimaurerei mit ihren verschiedenen Zweigen — und als einen solchen gab sich der Evergetenbund — war durchaus erlaubt; und selbst wenn dieser nicht zur Wirksamkeit gelangte Bund als ein unerlaubter bestraft werden sollte, so sprach das Gesetz dafür den Theilnehmern höchstens sechs Wochen Gefängniß oder fünfzig Thaler Geldstrafe zu. Das Gericht beharrte zwar darauf, hier ein größeres Verbrechen, nämlich eines gegen die Sicherheit des Staates anzunehmen, und erkannte hiernach in zwei Instanzen auf mehr-

jährige Festungsstrafe. Jedoch das eigentliche Sachverhältniß, welches der Welt nicht verborgen war, die Würde und Geschicklichkeit, mit denen Zerboni sich benahm und vertheidigte, die einstimmig vortheilhaften Zeugnisse seiner bisherigen Vorgesetzten und die im Stillen eifrigen Bemühungen seiner Freunde, besonders da auch mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Dritten die Günstlinge Bischoffwerder und Wöllner machtlos wurden, und der junge König auch die Verwaltung Südpreußens wieder in die bewährten Hände des Ministers von Voß legte, alles dies wirkte vereint so stark und vortheilhaft ein, daß Zerboni schon während des Prozesses milder gehalten, und im Sommer 1798 der Haft völlig entlassen nach Petrikau heimkehren konnte.

Wir haben diese Erzählung, um den Zusammenhang nicht abzubrechen, in flüchtigen Umrissen so weit vorausgeführt, kehren aber nun zu Held zurück, den wir in Posen verlassen haben, und der inzwischen nicht unthätig geblieben war. Durch die Verhaftung und Wegführung Zerboni's wurde Held im Innersten erschüttert, und als gegen denselben der Evergetenbund zur Hauptanklage gemacht wurde, ging er mit sich zu Rathe, ob

er sich nicht freiwillig stellen und gleiches Loos mit seinen Freunden theilen sollte. Doch sah er bald ein, daß er diesen damit keinen Dienst leisten, im Gegentheil ihre Sache verschlimmern würde; wohl aber konnte er als Freigebliebener ihnen von großem Nutzen sein, für ihre Angelegenheiten Sorge tragen, auch wohl Wege finden, ihnen heimlich Rath und Hülfe zuzuwenden. Indem er heißen Eifers jede Gelegenheit für die Freunde zu wirken suchte, wobei sein Haß gegen ihren Verfolger Hoym in wahren Grimm aufloderte, hatte er zugleich in seinen eignen Lebensverhältnissen eine Zeit großer Spannung und bedenklicher Entwicklung. Eine Neigung, welche schon seit einigen Jahren ihn befangen hielt, war der Hindernisse entledigt worden, die bisher einer Verbindung entgegengestanden, und seine redliche Treue wie sein sittlicher Zartsinn geboten ihm, der Geliebten seine Hand anzutragen, wiewohl er schon zweifelte, ob diese Heirath für ihn angemessen sei und sein Lebensglück gründen könne. Die Heirath kam im Juli 1797 zu Stande, und obschon die schöne und reizende Wittwe ihm sogleich reichere Verhältnisse zubrachte, so fühlte er dabei doch nur zu bald den Mangel andrer Güter, auf die er mehr gerechnet hatte. Mit

dieser Ehe begann für ihn eine Schule harter Prüfungen, die er männlich zu tragen und schweigend durchzukämpfen beschloß, aber zu tragen und zu verschweigen doch bisweilen nicht vermochte.

Sein Geist, der in diesem Kreise keine Befriedigung fand, wandte sich um so feuriger den öffentlichen Angelegenheiten zu. Damals herrschte in Preußen, ungeachtet des durch Wöllner und seine Genossen in Religions- und Meinungssachen ausgeübten Zwanges, eine große Freiheit des Wortes, und Haß gegen die Dunkelmänner wie Liebe für die Lichtfreunde sprachen sich überall ungehindert aus. Immer waren es die treusten Unterthanen und redlichsten Bürger, die tapfersten Offiziere und tüchtigsten Beamten, welchen die Vaterlandsliebe selber zum Sporn diente, dem Staate kein Gebrechen nachzusehen, Unrecht und Falschheit bis in die höchsten Stellen mit scharfem Tadel zu verfolgen. Unter den Freimüthigen war Held einer der kühnsten; er sah scharf und kannte vieles, daher gebrach es ihm in der Nähe und Ferne nicht an Gegenständen, die Geißel seines Hasses oder seines Spottes daran zu versuchen; der Drang, seine unglücklichen Freunde zu rächen, mußte seinen Eifer noch besonders stacheln. Die Verwaltung Hoym's, sowohl in

Schlesien als in Südpreußen, war nicht für Held allein, sondern für Hunderte von Stimmen der Gegenstand heftigster Erörterung; die Güterschenkungen in Südpreußen boten einen stets erneuerten Stoff; neben einigen Verdienten drängten Unverdiente sich heran, ja ganz Verwerfliche, bisweilen schien sogar der Zufall mehr noch als die Gunst die Loose zu bestimmen; die geringe Angabe des Werthes der Güter machte die Sache zum offenbaren Staatsbetrug; das ganze Geschäft, in den Händen eines Untergebenen und Vertrauten Hoym's, des ehemaligen Försters Triebenfeld, nunmehrigen Kriegs- und Forstraths von Triebenfeld, war ein fortgesetztes schmachvolles Ärgerniß. So lange die Ausbrüche mündlich geschahen, war damit wenig Gefahr verbunden, denn, wie gesagt, das freie Sprechen war allgemein, und Horcher und Angeber hätten für unermeßliche Arbeit nur schlechten Lohn verdient. Anders aber war es beim Druckenlassen; hier war nicht nur eine Zensur zu bestehen, sondern das Gedruckte blieb auch überall und jeder Zeit erfaßbar, und zeugte von sich selber. Daher konnte hier schon kühn scheinen, was hinter dem gesprochenen Worte noch weit zurückstand, und auch bloße Anspielungen wurden beargwohnt und gerügt.

Unter solchen Umständen machte ein Festlied an den Gemeinsinn, welches Held zur Geburtstagfeier des Königs am 25. September 1797 in Posen drucken ließ, das größte Aufsehn. Strophen wie folgende wurden bei Gastmahlen mit lautem Jubel gesungen:

„Edel ist ein jedes Blut,
Das die Tugend fühlet!
Hochgeboren jeder Muth,
Der nach Wahrheit zielet.
Nur Verdienst giebt ächten Werth,
Nicht Geburt, nicht Güter;
Sklav' ist, wer die Launen ehrt
Frecher Volksgebieter."

„Daß der Preußen Staatssystem
Nimmer möge sinken,
Laßt uns laut: „Das Diadem
Unsres Königs!" trinken.
Ein erlesnes Werkzeug sei
Er dem Geist der Zeiten,
Der auf vieler Länder Reih'
Eilt sein Licht zu breiten."

Und wenn es gleich darauf hieß:

„Laß den goldumstrahlten Thron
Diener nur umgeben,
Die nach innrem Tugendlohn,
Nicht nach Gütern streben,"

so blieb freilich nicht zweifelhaft, welches Wort hier durch nachdrücklichen Ton zur beißendsten Anspielung zu erheben sei. Um so jubelnder wurden dann die folgenden Strophen in demselben Bezuge fortgesungen:

„Fluch sei jedem Wahrheitsfeind!
Und Vernunftverdreher!
Jedem Schalk, der freundlich scheint!
Jedem Pharisäer!
Gönnt den Heuchlern ihren Schein,
Brave Zeitgenossen!
Enkel werden ihr Gebein
Einst mit Füßen stoßen."

„Allen Buben ihren Lohn,
Die den Staat betrügen,
Und aus Raubsucht, um den Thron
Sich wie Schlangen schmiegen.
Später Rache heißer Tag
Dräut aus fernen Wettern
Sie mit Einem großen Schlag
In den Staub zu schmettern."

Diese letzten Zeilen wurden als eine Anspielung auf den künftigen König Friedrich Wilhelm den Dritten gedeutet, der als Kronprinz in schweigendem Unwillen den herrschenden Günstlingen als ein drohendes Schreckbild erschien. Hoym war außer sich über den Druck und die freudige

Aufnahme dieses Gedichts, und der ihm schon längst verhaßte Autor sollte schwer dafür büßen. Die Druckerlaubniß war durch den Regierungspräsidenten von Danckelman in Posen harmlos ertheilt, aber es wurde nachher behauptet, dies sei nicht geschehen, und solchen Vorwand ergreifend sandte Hoym eine Anklage gegen Held nach Berlin, daß derselbe ein Gedicht von frechem und jedenfalls für die Geburtstagfeier des Königs unziemlichem Inhalt, gegen das Verbot der Zensur habe drucken lassen, er gehöre überhaupt zu den unruhigen Köpfen, die von dem Freiheitsschwindel ergriffen diesen überall zu verbreiten suchten, und es sei daher zweckmäßig, ihn aus Posen, wo er solches Ärgerniß gegeben, und überhaupt aus Südpreußen zu entfernen. Diese Anklage gerieth, da Friedrich Wilhelm der Zweite mittlerweile am 16. November 1797 gestorben war, in die Hände seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm des Dritten, der in den ersten Tagen seiner Regierung solche Sache unbedenklich nach den Angaben seines Geheimen Kabinetraths entschied. Dieser war Menken, ein ehmals vielbelobter, aber schwacher und furchtsamer Mann, aus Helmstädt gebürtig, und von dorther mit Held früh bekannt, jetzt aber persönlich wider

ihn eingenommen. Held war zur Zeit des Thronwechsels auf Urlaub in Berlin, speiste grade beim Minister von Struensee, als dieser über Tisch eine Kabinetsordre empfing, deren Inhalt er ihm noch desselben Tages durch folgendes Schreiben bekannt machte: „Des Königs Majestät haben mir durch die höchste Kabinetsordre vom 19. dieses Monats Ihr Mißfallen zu erkennen zu geben geruhet: daß der Herr Ober-Zoll- und Akzise-Rath von Held sich beikommen lassen zum Geburtstage des höchstseligen Königs Majestät ein Gedicht von sehr zweideutigem Inhalte, welches wenigstens zur Feier dieses Tages nicht passend war und welchem daher mit Recht das Imprimatur verweigert worden, dennoch drucken und sogar in Musik setzen zu lassen, um solchem desto mehr Publizität zu geben und es gleichsam zu einem Volksliede zu machen.“

„Höchstdieselben haben daher auch dem Großkanzler von Goldbeck aufgegeben, ihn wegen dieser gesetzwidrigen Handlung zur Verantwortung und Strafe zu ziehen; mir aber, da Sie schon längst Ihrer demokratischen Gesinnungen und unbedächtigen Äußerungen halber bekannt sein sollen, den Auftrag ertheilt, Sie unverzüglich von

Posen weg in eine kleine Stadt hiesiger Gegend zu versetzen.“

„In Gemäßheit dieses Allerhöchsten Befehls habe ich Sie daher zum Mitgliede bei der Provinzial-Akzise- und Zolldirektion zu Brandenburg, mit Beibehaltung Ihres zeitherigen Gehalts von 900 Thaler ernannt und das Nöthige dieserhalb Dato verfügt; und ich muß Sie daher hiedurch anweisen, sich unverzüglich nach Brandenburg zu begeben und Ihren Posten daselbst anzutreten.“

„Zugleich aber muß ich Ihnen, dem höchsten Auftrage zufolge, die gemessenste Weisung geben, sich diese Verfügung zur Lehre dienen zu lassen und sich künftig in Ihren Reden und sonstigen Äußerungen vorsichtiger als bisher zu betragen, weil Sie sich sonst, wenn Sie Ihrer Zunge und Feder fernerhin ungezügelten Lauf gestatten, die härteren Maßregeln selbst beizumessen haben werden, die man höheren Orts ganz unvermeidlich gegen Sie zu ergreifen sich gemüssiget sehen wird. Ich hoffe durch die Art wie ich den Königlichen Befehl ausgerichtet, Ihnen einen Beweis gegeben zu haben, wie sehr ich Ihres eigenen Vortheils wegen wünsche, daß Sie dieser Weisung und meinem wohlgemeinten Rathe künftig genau

nachkommen mögen. v. Struensee. Berlin, den 21. November 1797."

Im Gasthofe zur Stadt Rom, wo er dieses Schreiben empfing, schrieb Held ungesäumt seine Verantwortung, wurde noch über Nacht damit fertig, und reichte sie am nächsten Morgen dem Minister ein. Er sagte darin ohne Rückhalt und Scheu grade heraus, was die Welt von Hoym offenkundig wußte und urtheilte. Er bewies, daß eine Lüge sei, wenn gesagt werde, sein Gedicht sei ohne Zensur gedruckt, sodann bekannte er frei, daß er dasselbe absichtlich gegen manche Personen zugespitzt, welche die Gutmüthigkeit des vorigen Königs mißbraucht hätten, und welche der jetzige König bereits begonnen habe unter das Gesetz zu stellen und sie zu bestrafen. „Manches darin, sagt er, gilt den Verkrüpplern des gesunden Menschenverstandes und des an sich guten Nationalkarakters, die seit zehn Jahren ihr Unwesen getrieben und die Monarchie auswärts lächerlich gemacht haben; denn seit dem Religionsedikt stiegen zahllose Heuchler die Treppen der Konsistorien, insonderheit aber der Kanzeln alle Sonntage hinauf, und befahlen und predigten wunderliche, unfruchtbare, unbegreifliche Dinge, statt häusliche und bürgerliche Tugenden zu lehren.

die auf die bessre Praxis des wirklichen Lebens eingreifen; doch ich befasse mich mit dieser Menschensorte nicht weiter, da ihr Reich jetzt dahin ist.“ Schließlich hofft er, daß der König diese Verantwortung lesen, die abgedrungene Nothwehr aus dem rechten Gesichtspunkte fassen, und die Frage: Ob solche Minister wie Hoym, oder solche Dichter wie Held, mehr der bürgerlichen Ruhe schaden? nicht zu des letztern Unglück entscheiden werde. — Diese Eingabe, welche von der Vertheidigung so lebhaft zum Angriff überging, hatte nur zur Folge, daß Held mit wiederholtem Verweise den Bescheid erhielt, es habe bei dem Verfügten sein Bewenden.

Auf solchen unverhältnißmäßigen Schlag war Held allerdings nicht vorbereitet. Die Wirkung dieser ausgesprochenen Ungnade auf die Menschen sollte er sogleich in einem traurig lächerlichen Vorgang erfahren. Held erschien bis dahin als ein Mann, der durch seinen Geist und Muth, freilich aber in den Augen der gewöhnlichen Leute mehr noch durch seine Gunst bei Struensee bedeutend war, er schien bei dem Thronwechsel nur gewinnen zu können, man war daher um ihn bemüht und lud ihn ein. In jenen Tagen sollte er der Gast des Geheimen Oberbergrathes Rosenstiel bei einer Abendgesell-

schaft im Englischen Hause sein; doch dieser, von der Kabinetsordre zufällig unterrichtet, entschuldigte sich und übertrug den Gast dem Buchhändler Friedrich Nicolai, der wie die übrige Gesellschaft noch nichts erfahren hatte. Da kam ein Bekannter Held's, und fragte, was an der Sache sei, die er so eben als Gerücht gehört, und Held erzählte unbefangen das Geschehene, indem er mit derben Worten nicht zurückhielt. Die Anwesenden verstummten in Staunen und Schrecken. Alles war in Furcht vor der neuen Regierung, von der man sich der größten Strenge versah, und noch nicht wußte, wohin sie einlenken würde. Alle gute Laune war ausgelöscht, das Gespräch kam nicht wieder in Gang, die Mitgäste sammt und sonders wurden kalt und fremd, und verschwanden einer nach dem andern. Mit Verwunderung sah sich Held in dem großen Speisesaal ganz allein mit dem Kellner, der gutmüthig äußerte, es müsse etwas Merkwürdiges in der Stadt vorgegangen sein, denn es sei noch nicht 10 Uhr, und sonst blieben die Herren wenigstens bis 12. — Für Held, der die Hoffnung nicht aufgab, der König, auf den als Kronprinzen er selbst und seine Freunde immer mit begeisterter Zuversicht geblickt, werde später seine Sache in andrem

Lichte sehen, blieb doch für den Augenblick nichts übrig, als sich dem Ausspruche zu fügen. Es war eine Vergünstigung, daß er die Erlaubniß erhielt nach Posen zurückzukehren, um seine Geschäfte zu ordnen. Die nächste Bekümmerniß lag für ihn hauptsächlich in seinen häuslichen und wirthschaftlichen Umständen. Seine Frau war durch Besitz und Gewohnheit an Posen gefesselt; er mußte nun aus ihrem reichen Hauswesen scheiden, um sich auf eigne Hand neu einzurichten. Zudem hatte er noch einige Schulden, die sein zartes Ehrgefühl aus dem Vermögen seiner Frau nicht hatte tilgen wollen, und die Übersiedlung nöthigte ihn zu neuen. Die Trennung von Frau und Kindern — einen Stiefsohn liebte er gleich der eignen Tochter — war ein Mißgeschick, das in seinen Folgen zerrüttend auf die ganze Lebenszeit fortwirkte, da er die Nachtheile der zwiefachen Wirthschaft großmüthig nur sich selber aufbürdete. Hoym, der von diesen Verlegenheiten unterrichtet wurde, ließ ihm, theils aus gutmüthiger Schwäche, theils aus Klugheit, um den doch immer gefährlichen Gegner zu gewinnen, durch den Regierungsrath von Grävenitz in Posen ein Reisegeld von dreitausend Thalern anbieten, jedoch nicht auszahlen, weil Held unvor-

sichtig das Anerbieten sogleich laut ausplauderte, mit dem Zusatz, er werde es annehmen, um jenen in seiner Blöße zu zeigen, und es ihm dann vor die Füße werfen.

Held's Mißgeschick hatte auf die Stimmung seiner Leier keinen Einfluß. Freudig widmete er am 1. Januar 1798 dem Könige ein Huldigungsgedicht im Namen der Einwohner Südpreußens. Hier heißt es mit Wärme:

„Zu Dir hinauf, geliebter Fürst! erheben
Wir unsre Hand! Wir sehnten uns nach Dir
Erwartungsvoll, von ferne stehen wir;
Verschmäh' uns nicht, nicht unser reges Streben,
Zu werden was Du willst, — der Krone neue Zier.
Das Schicksal, das Dich uns gegeben,
Gab Dir die schöne Pflicht, zu schaffen unser Glück;
Und freudig ahnden wir das freundlichste Geschick."

„Dich, Hasser aller Sklaverei!
Erwarten heiter wir, mit Ähren Dich zu kränzen.
Der Ordnung, der Vernunft, Dir und der Hoffnung treu,
Sieh der Sarmaten Volk Dir hell entgegenglänzen.
Sie rufen Dich, bis von den weiten Gränzen
Rutheniens, zur Huldigung herbei.
Du sollst den freien Eid der alten Polen hören,
Den sie, die Faust am Schwert, dem freien König schwören."

Wirklich war es seine aufrichtige Meinung, daß die Polen unter dem preußischen Zepter einer

höheren Entwicklung zugeführt würden, die mehr werth sei, als ein zerrüttetes Vaterland, und aus diesem Gesichtspunkt hielt er die gänzliche Theilung Polens für ein fruchtbares Ereigniß. War doch ihm selber das Vaterland Preußen hauptsächlich als ein Ausdruck geistiger Bildung theuer, als der Staat, in welchem Friedrich der Große Vernunft und Freiheit verbunden mit Gesetz und Ordnung zur Herrschaft erhoben, und dem in Deutschland keiner sich vergleichen konnte. In diesem edlen Sinne, nicht aus Eroberungslust oder Ruhmesschmeichelei, schloß er denn sein Gedicht auch mit der Andeutung, daß dem jungen Könige sein Reich über ganz Norddeutschland auszudehnen obliege. Noch andre Gedichte voll Muth und Frohsinn fallen in diese Zeit, zuletzt auch ein Abschied von Südpreußen, den er zu Meseritz an der deutschen Gränze niederschrieb, und worin er die ihm widerfahrne Unbill und seine nur noch geringen Hoffnungen ausdrückte.

Zu Brandenburg im Februar 1797 angelangt, fand er sich anfangs in der kleinen Stadt sehr einsam. Der Ruf seiner Ungnade war ihm vorangegangen, man scheute den staatsgefährlichen Mann, einige Beamte und Offiziere wollten ihre gute Gesinnung dadurch beweisen, daß sie ihm

mit schnöder Kälte begegneten. Doch bald überwand sein freies und liebreiches Wesen die künstlichen Vorurtheile, er wurde von den wackern Bürgern ehrenvoll anerkannt, und in die beste Gesellschaft gern aufgenommen. Der Wenigen, die knechtisch oder ängstlich sich zurückhielten, konnte er leicht entbehren. Hier machte er auch die Bekanntschaft des Professors Friedrich Buchholz, der damals bei der Ritterakademie angestellt war, und mit dem fortan lange Zeit die größte Übereinstimmung der Ansichten, lebenslang aber herzliche Freundschaft ihn fest verknüpfte.

In seiner Geschäftsführung thätig und sorgsam, erwarb er sich auch hier die Achtung seiner Amtsgenossen und Vorgesetzten; ein so fähiger Kopf, und den man von Struensee im Stillen begünstigt wußte, schien sich aus der Ungnade bald wieder herausarbeiten zu müssen. Allein hieran grade arbeitete er nicht! Er fuhr fort, seine Meinung frei zu sagen, das Schlechte zu tadeln wie hoch es auch stehen mochte, er behauptete trotzig seine und seiner Freunde Sache als eine ehrliche und löbliche, er schalt auf das Unrecht, das ihm und ihnen widerfahren war. Ihm war inzwischen gelungen, mit Zerboni, der noch in Magdeburg gefangen saß, eine

Verbindung anzuknüpfen, die so viel als möglich unterhalten wurde. Folgender Brief Zerboni's an Held läßt uns das Verhältniß beider Freunde in vollem Lichte sehen:

„Aus der anliegenden Abschrift ersiehst du den Schritt, den ich den 9. dieses Monats in meiner Angelegenheit gethan habe. Es ist der letzte mögliche; wenigstens finde ich in meinem ganzen Ideenvorrathe nichts, was mir einen anderweiten wirksameren und zugleich schicklichen, an die Hand geben könnte."

„Der Minister von der Reck ist ein ordentlicher würdiger Mann. Ich glaube, daß durch seine Hände meine Vorstellung sicher, und ihrem vollen Inhalte nach, an den König gelangen wird; und dann ist die Gewährung meines mit der strengsten Gerechtigkeit einverstandenen Gesuches unausbleiblich. Wird es zurückgewiesen, umgangen, überhört — so ist es so gewiß, als es nur irgend etwas sein kann: daß es, ohnerachtet aller Vorsicht von meiner Seite, dennoch meinen Gegnern gelungen ist, sich meiner Vorstellung selbst, oder mindestens des Vortrages derselben zu bemächtigen. Das Komplot ist groß, wähnt um seine Existenz zu kämpfen, und hat durch elf Jahre für seinen Beutel gesorgt."

„Meine Erfahrungen seit anderthalb Jahren, haben leider gegen meine Menschenkenntniß bewiesen. Ich bin leider mit innigem Schmerze dahin berichtigt: daß auch die besseren Menschen die Farbe des gegenwärtigen Augenblicks tragen, und nur ein Produkt der jedesmal auf sie wirkenden Umstände sind. Daß all die schönen Sentiments von Recht, Tugend, Männerwürde und uneigennütziger Freundschaft, als bloße dem Genius des Geschmacks und der Mode unterworfene Redensarten angesehen werden müssen; und ich bescheide mich dessen. Aber ich habe dem ohnbeschadet noch nicht aufgehört an der Möglichkeit von Menschen zu verzweifeln, die Energie genug haben, Wahrheiten, die sie in der Theorie mit Enthusiasmus umfangen, durch ihre Handlungen darzustellen.“

„Du hast bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, daß du Ansprüche hast zu diesen letzteren gerechnet zu werden. Vielleicht daß mein Gegenstand dich bis zu dem Grade interessirt und indignirt, daß du dich aufgefordert fühlst, etwas für denselben zu thun. Auf diesen Fall bitte ich dich, dann, wenn du binnen 8 Tagen nach dem Empfange dieses nicht durch mich, oder auf einem anderen zuverlässigen Wege, von meinem Prozesse

oder meiner Befreiung unterrichtet wirst, meine Sache in den „Annalen der leidenden Menschheit" oder dem „Genius der Zeit" zum öffentlichen Vortrage zu bringen, und hiebei zugleich die Anlagen, mindestens meine Vorstellung an den König, abdrucken zu lassen. Wenn du in dem hamburger Zeitungsblatte vom 3. dieses Monats den Artikel Berlin nachlesen willst, so wirst du dich überzeugen, daß ein solches Unternehmen für dich ohne Gefahr ist. Zudem ist es ja auch nicht nöthig, daß das Inserat unter deinem Namen erfolgt. Dasselbe wird übrigens nichts enthalten, was unserem Könige, diesem seltenen Manne mißfallen könnte, dafür bürgt mir dein Verstand und dein Herz."

„Es ist, mein redlicher Held, die Frage: ob die lichtscheue Kabale dann wirklich einen entscheidenden Sieg über Recht, Gesetze und Ehrbarkeit davon tragen; ob ein Komplot Betrüger, im Angesichte eines gebildeten Publikums, eine Regierung, die sich durch Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigung auszeichnet, auf die unerhörteste schamloseste Weise, zum Verderben redlicher Männer mißbrauchen soll, welche die Entschlossenheit hatten, seinen verderblichen Machinationen entgegen zu wirken. Was du hier thuest,

thust du nicht für Einzelne; du thust es für das Ganze. Ob du für dasselbe etwas unternehmen sollst, muß dir eine innere Stimme sagen, die bei Wenigen spricht, von noch Wenigeren gehört wird. Ich meines Ortes habe gethan, was meine Kräfte vermochten, um die Sache der Gerechtigkeit zu vertheidigen. Geschah es ohne Erfolg, so ist die Schuld nicht auf meiner Seite, sondern sie liegt an der Überlegenheit der Gegner, mit denen ich zu kämpfen hatte. Mein Aufsatz vom 12. Januar enthält Dinge von Erheblichkeit; Dinge, die vielleicht nicht ein jeder in einem Gefängnisse sagt."

„Siegt das Diebesgesindel, und sehn wir uns nicht mehr wieder, so überhöre meine Bitte nicht, so weit du es vermagst der Freund meines bedauernswürdigen Weibes zu bleiben, meinen ehrlichen Namen vor dem Publiko zu retten, und zuweilen an einen Mann zu denken, der auf eine beispiellose unverschämte Art, vor den sichtlichen Augen der Gerechtigkeit und einer ganzen gebildeten Nation, mit seinen Freunden das Opfer eines Bösewichts wurde, der allgemein ein Schurke genannt werden würde, trüge er nicht Stern und Band, und hätte er nicht von jeher die Maxime

befolgt, seinen Raub mit seltener Großmuth zu theilen."

„Von den Anlagen kannst du sofort Abschriften geben, an wen und wohin du willst, nur muß es verschwiegen bleiben, daß du sie von mir empfingst, da ich diesen Brief nicht auf dem geraden Wege an dich gelangen lassen, und deshalb auch keine Antwort empfangen kann."

„Sollte man die Unredlichkeit so weit treiben, bloße Privat-Sachen, die man in meinem Büreau fand, ins Publikum zu bringen, so wirst du gewiß eine solche Ehrlosigkeit mit den Geißelhieben rügen, die sie verdient. Zerboni. Im Staatsgefängnisse auf der Citadelle zu Magdeburg, den 16. August 1798."

Nachschrift. „Nimmst du auch Anstand die Anlagen in dem gegebenen Falle abdrucken zu lassen, so wirst du doch wenigstens meine Sache, wenn auch selbst ohne meinen Namen zu nennen, führen. Das letztere wäre freilich nicht sehr wirksam, aber doch etwas."

Daß Held alles was in seinen Kräften stand, eifrigst aufbot, um für den Freund zu wirken, bedarf keiner Versicherung. Allein die Gegner hatten Macht und Ansehn und alle Vortheile des Scheins auf ihrer Seite. Merkwürdig ist dabei

das unerschütterliche Vertrauen, welches Zerboni wie Held auf den König selber setzen, von dessen edlem Willen und gerechtem Sinn sie fest überzeugt sind, dem sie mit wahrer Liebe anhängen, und dessen jetzt gegen sie gerichtetes Handeln sie doch keinen Augenblick zu irren vermag. Auch wurde Zerboni wirklich durch die Gnade des Königs früher, als man erwartete, der Haft entlassen, während der Prozeß, weil Zerboni sich bei dem Urtheil erster Instanz nicht beruhigen wollte, in zweiter Instanz fortdauerte. Zerboni kam auf der Rückreise nach Petrikau durch Brandenburg, und besuchte hier seinen Freund, mit dem er drei Tage zusammenblieb und mancherlei Schritte verabredete, die seiner Sache vortheilhaft sein konnten; es galt besonders, sowohl die Staatsverwaltung, als auch die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß die Angaben, welche Zerboni gemacht, nicht aus der Luft gegriffen seien, sondern auf thatsächlichen Beweisen ruhten. Daher unternahm Held, die schon erwähnten Betrügereien des Feldkriegskommissariates in Südpreußen aufs neue öffentlich zur Sprache zu bringen. Zerboni schickte gleich nach seiner Ankunft in Petrikau alle dazu erforderlichen Akten, und schnell hatte Held ein ganzes mit Rechnungsbelägen

versehenes Buch darüber fertig, welches er im Dezember 1798 zum Druck an den Buchdrucker Füchsel in Zerbst absandte. Jedoch der Postdirektor Pauli in Magdeburg witterte in dem Paket etwas Verdächtiges, ließ es eröffnen, und beförderte die gefundene Handschrift, anstatt nach Zerbst, nach Berlin an den Minister Grafen von der Schulenburg, dem die Posten untergeben waren. Der Minister reichte den Fund beim Kabinette des Königs ein, wo die Schrift fleißig gelesen und besprochen, dann aber in der Stille beseitigt wurde. Daß Held als Verfasser errathen wurde, geht aus seiner Äußerung hervor, es sei durch diesen Vorgang die üble Laune im Kabinette gegen ihn nur noch vermehrt worden, indem dasselbe es so zu sagen als Grundsatz und als eine Weisheit aufstelle, die unter der vorigen Regierung begangenen Missethaten nicht aufzurühren. Diese Sache war also erstickt; aber Held ließ sich durch den Verlust der Handschrift, deren Schicksal ihm erst später bekannt wurde, nicht abschrecken, sondern sann auf neue Maßregeln.

Seine Lage jedoch wurde von Tag zu Tag drückender. Das Diensteinkommen reichte wohl für die täglichen Ausgaben hin, die dadurch, daß er seine Kinder zu sich genommen hatte und für

deren Erziehung sorgen mußte, doch sehr vermehrt waren. Aber die von Posen mitgebrachte Schuldenlast, so klein sie an sich war, ließ sich nicht abtragen, sie mußte verzinst werden, und die Bedingungen, unter denen dies nur möglich war, ließen ihn zu keiner Ordnung kommen. Er sah aber Schulden als eine Unehre, sich selbst gegenüber seinen Gläubigern als einen Unfreien an. Erfüllt von dieser Bedrängniß wandte er sich an seinen vorgesetzten Minister und richtete an Struensee, der ihm wohlgeneigt und befreundet geblieben war, am 25. März 1799 ein beredtes Schreiben, welches seine Lage genau darstellte und seine eigentliche Bitte in diesen Worten aussprach: „Schießen Sie mir aus einer Ihrer vielen Kassen 2500 Thaler ohne Interessen vor, ziehen Sie mir vom bevorstehenden Juli an (denn bis dahin habe ich schon bestimmte Abzüge) jährlich 500 Thaler ab, dann ist die Kasse in fünf Jahren rembourfirt, und ich bin auf Einmal im Reinen und dieses wichtigen Theils meines Kummers überhoben.“ Doch wenn Held bat und etwas nachsuchte, so geschah es nicht in gewöhnlicher Art, sondern auf seine besondre Weise. Er öffnete dann sein ganzes Herz, dessen biedre Aufrichtigkeit sich in edlem Zutrauen weich und gefühlvoll

aussprach, daneben aber auch in Wahrheitseifer entbrannte, und weder Sachen noch Personen schonte, auch selbst diejenigen nicht, deren guten Willen er nöthig hatte. So enthält denn auch dieses Bittschreiben die schärfsten Äußerungen über das erlittene Unrecht, den bittersten Tadel seiner Gegner. „Bewilligen Sie meine Bitte nicht — schreibt er unter andern — so unterwerfen Sie diesen Brief nur wenigstens nicht der Beurtheilung Ihrer Geheimen Räthe. Diese Herren hassen mich alle, ein Theil derselben kann, ein andrer will mich nicht verstehen. Sie wissen, daß ich sie sämmtlich für nicht viel mehr als bloße Postgäule halte, die, jeder so gut oder schlecht er es vermag, den Geldkarren des Staates ziehen, den Ew. Exzellenz über den holprichten und löchervollen Knütteldamm zahlloser innerer geographischer, provinzieller, lokaler und persönlicher Unebenheiten treiben, und der, vor Deutschlands gänzlicher Theilung und ohne eine totale innere Geschäftsreform und Ausbrennung der Registraturen, nie zur Chaussee werden wird.“ Nachdem er einige gegen ihn versuchte Verläumdungen mit derben Kraftausdrücken auf die Urheber zurückgeworfen, sagt er zu seiner Entschuldigung: „Nur weil ich auf Glück und Freude in dieser Welt

schon gänzlich Verzicht gethan habe, verfalle ich in diesen frechen Ton. Dazu kömmt, daß man in Ew. Exzellenz gern den furchtbaren Minister vergißt und nur den Menschen sieht, dessen Herz selbst auf einem hohen Standpunkt gegen fremdes Leid nicht verdorrt ist. Es hat mir die angestrengteste Überwindung gekostet, diesen Brief abgehen zu lassen; er ist mein letztes Hülfsmittel, das ich kurz vor dem Versinken in Unehre und Menschenscheu und in täglich zum Ausbruch fertige weinende Wuth ergreife. Denn so oft ich hier die Post abfahren sehe, fällt mir ein, ob ich nicht am besten thäte, um meine Mitwelt zu zwingen mich wieder zu achten, wenn ich mich aufsetzte und zum Wohl des Staats, zur Rächung so mancher Thränen, den schlechten Schwächling aus der Welt jagte, der durch seine kindisch-boshafte Denunziation auch mich noch zuletzt so unglücklich gemacht hat.“ Aus den Folgen, meint er, würde er sich so viel nicht machen, und fährt dann fort: „Seit ich mit dem Haß eines schlechten Ministers und der Ungnade des Königs behaftet bin, schlägt ohnehin jeder Esel im Lande nach mir Hülflosen aus, beurtheilt jede Frau Base, neckt jede Bettel mich, und schändet nach Belieben meine Ehre, Namen und Ruf, und ich bin wirk-

lich nicht poetisches Genie genug, um gegen Schmach und Schande fühllos sein zu können. Jenen Eumenidenbesuch hätte ich auch wahrhaftig bei Seiner Exzellenz in Breslau schon abgestattet, wenn ich meinen Gläubigern nicht für mein Leben verantwortlich wäre, als welches, so lange ich einen Groschen schuldig bin, nicht mir, sondern ihnen gehört." Wir könnten uns nicht wundern, wenn der Minister dieses Schreiben mit strengem Tadel erwiedert hätte; daß er diese Sprache, welche nur anzunehmen schon verfänglich für ihn war, nicht einmal rügte, sondern mit Stillschweigen überging, und nur auf die Sache antwortete, gereicht seiner Einsicht und Billigkeit zur Ehre. Jedoch gewährte er die Bitte nicht; zu der Herzenswärme, die er wirklich besaß, war durch die eiskalten Maximen, mit welchen er sie bedeckt, nur selten durchzubringen. Er schrieb an Held eigenhändig zurück wie folgt:

„Es thut mir leid, aus Ew. Hochwohlgeboren Schreiben ersehen zu haben, daß Ihre Finanzen noch nicht gehörig arrangirt sind. Indessen ist nach meinem Dafürhalten Ihre Situation noch nicht verzweifelnd, und unsre Gesetze zeigen Ihnen ganz deutlich den Weg, wie Sie sich durch

eine einige Jahre soutenirte Sparsamkeit aus Ihrem Labyrinthe reißen können, um hernach ruhig und ohne Finanzsorgen Ihres Lebens zu genießen. Der Vorschlag, den Sie mir thun, daß ich Ihnen 2500 Thaler aus irgend einer Kasse ohne Zinsen vorschießen und dagegen 5 Jahre hinter einander 500 Thaler von Ihrem Gehalte einbehalten soll, ist praktisch nicht ausführbar, weil ich dazu vom König nicht autorisirt bin, es auch schwerlich erwarten kann, dazu autorisirt zu werden, und weil es bei mir, wie Sie selbst fühlen werden, Grundsatz sein muß; mein eigen Vermögen niemals mit dem des Staates zu meliren. Sie werden wahrscheinlich sagen, daß dies eine sehr kalte Antwort auf einen Antrag wäre, den Sie mir aus wahrem Zutrauen zu meiner Freundschaft gemacht hätten. Ich gebe dies gern zu; wenn Sie aber die ganze Sache mit kaltem Blute in ihrem ganzen Zusammenhange überdenken, so werden Sie mir zugeben, daß ich Recht thue, wenn ich in meinen Handlungen nach Grundsätzen und nicht nach Gefühl und Leidenschaft zu Werke gehe."

„Mein Rath ist der, daß Sie Ihren Gläubigern in der Sprache eines gesetzten Mannes die Proposition machen, ihnen jährlich 500 Thaler

haft schien, so wandte er sich gradezu an den König. Die näheren Umstände der Sache sind in seiner Eingabe bezeichnungsvoll mitgetheilt, und wir lassen dieselbe hier folgen, als ein merkwürdiges Zeugniß des Mannes selbst wie der Erscheinungen jener uns schon so entlegnen Zeit. Held schrieb an den König:

„Es geschieht nur aus Druck der bittersten Nothwendigkeit, daß ich von meinem Vorsatz mit meiner Handschrift Ew. Majestät nicht mehr lästig zu fallen, eine Ausnahme mache, und Allerhöchstdero oberstrichterliche Gewalt und Pflicht, in einem Falle, wo die gewöhnlichen Rechte schweigen, als ein außerordentliches Hülfsmittel zu meinem persönlichen Schutz hierdurch anrufe.“

„Ich muß nämlich den Generallieutenant von Rüchel wegen unbefugter und neckender Anmaßungen, den General von Puttkammer wegen Brutalität und den Major von Bömcken wegen anderer Ungezogenheiten gegen mich, anklagen und Ew. Majestät bitten, diesen Leuten zu befehlen, daß sie, denen ich gewiß gern überall aus dem Wege gehe, mich, wo mein Unstern mich mit ihnen von ohngefähr künftig wieder zusammenführen möchte, mit ihrem lahmen Witz und ihren Grobheiten verschonen, und dadurch

die Ruhe nicht stören, die jeder Bürger dem andern zu belassen schuldig ist."

„Vorgestern besah ich in Gesellschaft des Kammerpräsidenten von Harlem aus Posen und des hiesigen Krieges-Raths Koch, Nachmittags um 5 Uhr das hiesige Armenhaus und traf darinnen die vorgenannten Militair-Personen. Der Generallieutenant von Rüchel erkundigte sich, wer ich wäre, ob ich mit dem von Leipziger verwandt sei, torquirte mich hiernächst mit beleidigenden Fragen über meine und des von Leipziger's politische Grundsätze, demonstrirte mir mit auffallendem Nachdruck, daß ich einen Königlichen und zwar wie er wisse, mit sehr lukrativem Einkommen verbundenen Posten hätte; sprach von meinem Bruder, den er übrigens zu meiner wahrhaften Freude einen rechtschaffenen Mann nannte, in dem Sinne, als sei ich das Gegentheil, und benahm sich überhaupt gegen mich mit der Arroganz eines wahren Inquisitors; eine Rolle, die ganz außer seinem Wirkungskreise liegt, und ein Geschäft, dessentwegen Ew. Majestät ihn sicherlich nicht nach Brandenburg beordert hatten."

„Ich habe auf alle diese Kränkungen bescheiden und nach meinen Begriffen von Ehre geantwortet, und diesem unedlen Übermuth bloß Ge-

lassenheit entgegengesetzt. Um aber doch an einem schicklichern Platz mich mit der vollen Sprache der Wahrheit vor diesem bei Ew. Majestät geltenden Manne zu rechtfertigen, bat ich ihn endlich um eine einzige Viertelstunde Privataudienz in seinem Quartier; er bestellte mich zu sich, ließ mich aber nachher nicht vor sich."

„Der General von Puttkammer, durch diese Mißhandlungen des ꝛc. von Rüchel gleichsam angesteckt und muthig geworden, fuhr mich hiernächst auf eine grobe Weise mit der Frage an: ob ich ihn nicht kenne und warum ich den Hut nicht abnähme, wenn ich ihm begegnete? Ich antwortete ihm der Wahrheit gemäß, daß, nachdem ich ihn vor anderthalb Jahren mehrmals höflich gegrüßt, aber immer bemerkt hätte, daß er mir nicht danke, auch erfahren hätte, daß er niemals einem Zivilisten oder Bürger, sondern nur den Mousquetiren danke, ich natürlicherweise meine Komplimente einstellen müssen. Nichtsdestoweniger brach er in plumpe Schimpfworte, und wenn ich nicht irre, in Drohungen aus, wozu ich stille schwieg, da es dem ꝛc. von Puttkammer deutlich anzusehen war, daß er sich im Trunke übernommen hatte."

„Der Major von Bömcken mengte sich nunmehro in dies garstige Gespräch, dichtete mir

blöde Augen an, und behauptete am Ende, daß man einen preußischen General grüßen müsse, er möge danken oder nicht. Ich erwiederte hierauf, daß ich die Richtigkeit dieser Behauptung bezweifelte und daß ja der König selbst jedem Bauer danke, der seine Mütze abziehe.“

„Diese fatale Szene fiel in einer Stube und einem Gange des Armenhauses in Gegenwart von 20 Personen vor, und hat mich, dessen Gemüthsruhe nur allmälig wiederzukehren auf dem Wege war, von neuem in Schmerz und Besorgnisse der finstersten Art zurückgeworfen. Ich sehe offenbar, daß man mir zu Leibe und mich beschimpfen will, und daß ich wüthende Feinde von Wichtigkeit habe, die meinen Untergang beabsichtigen. Es ist unerträglich hart, immerdar der Gegenstand von großen und kleinen Verfolgungen zu sein, und niemals zur Ruhe zu kommen. Wer auf diese Art unaufhörlich gequält wird, muß durchaus zuletzt an Geist und Körper erkranken, und selbst wüthend werden.“

„In solche Ungerechtigkeiten sollten Ew. Majestät doch ein strenges Einsehen haben. Brutale Soldaten schaden offenbar der Achtung und Liebe zum Regenten im Ganzen. Ich bin ohne irgend

einen vernünftigen Grund in der Sphäre des Thrones recht absichtlich geschmäht und verlästert. Was der ꝛc. von Rüchel die Grundsätze des Leipziger nennt, weiß ich wirklich nicht, ich bleibe bei der simpeln Erinnerung der angenehmen Stunden stehen, die ich vor Jahren in Glogau unter andern klugen Männern auch mit Leipziger verlebt habe, und werde sein Geschick immer laut bedauern, wenn ich darnach gefragt werde. Es wäre ja niederträchtig von mir, wenn ich anders empfände und spräche, und aus elender Verzagtheit die Freundschaft eines Mannes, den ich ungemein hochschätze, darum verläugnete, weil er unglücklich und verkannt ist."

„Von der berüchtigten Ordensverbindung des Leipziger weiß ich keine Silbe und halte sie für eine läppische Lüge; wohl aber hat mir und vielen andern, im Jahre 1793 der Professor Feßler einen Plan zu einer Kantisch-philosophischen Gesellschaft vorgelegt, an dem ich bloß darum keinen Theil nehmen mochte, weil er für praktische Menschen mir gar zu abstrakt und unausführbar schien. Dies ist derselbe Plan, den jetzt unter mancherlei Modifikationen die Loge Royal-York von Feßler'n bekommen und zu ihrem System angenommen hat, und den der ꝛc. von Rü-

chel kennt, falls er anders im Stande ist, den Fehler zu verstehen. Lukrativ habe ich meine dreizehnjährige Dienst-Karriere mir nie gemacht, sogar in Südpreußen nicht, wo doch rings um mich her ganz dreist gestohlen wurde. Ich bin mit einem hartnäckigen, aus den akademischen Theorieen mitgebrachten Unschuldssinn in Ew. Majestät Geschäfte getreten, und es haftet auf meiner Dienstehre nicht die kleinste Schmutzigkeit. Des ꝛc. von Rüchel's Meinung von mir ist daher ganz unrichtig, und ich verstehe gerade nichts weniger, als das lukrative Wesen."

„Überhaupt, was gehe ich den ꝛc. von Rüchel an, daß er meinen Hofmeister machen will? Befragte mein Chef der Minister Struensee die Kapitains des Rüchel'schen Regiments um ihre Grundsätze, so würde der ꝛc. von Rüchel das gewiß sehr übel nehmen. Ew. Majestät allein sind der Herr und Beurtheiler Ihrer Diener und die Männer, denen Allerhöchstdieselben Ihr Vertrauen schenken, und von denen manche sich so gerne das Ansehen geben, als regierten eigentlich sie, sollten billig jeder in seinem Fache sich darauf einschränken, kalt und vernünftig überall die Wahrheit zu ergründen, damit sie in keine Lügen verfielen, die in der hohen Region des Throns für

den Unterdrückten, der da nicht hinkommen kann, immer wichtig und entscheidend sind."

„Auch berechtigt das Glück in der Suite und Ew. Majestät nahe zu sein, den Major von Bömcken nicht, im Hause und am Tische seines hiesigen Schwiegervaters, wo er gewissermaßen selbst Wirth ist, von Königlichen Räthen mit pöbelhaften und niedrigen Benennungen zu sprechen, während einer von ihnen als eingeladener Gast neben ihm zu sitzen gezwungen ist. Ich habe Gelegenheit gehabt, in der inurbanen Gesellschaft dieses Menschen Betrachtungen darüber anzustellen, was Ew. Majestät wohl mit mir anfangen würden, wenn ich gegen die Majors der Armee in Gegenwart des rc. von Bömcken dergleichen beschimpfende Ausfälle machte. Wir Zivilisten sind offenbar gegen solche Militairs nicht geschützt und im gesetzlichen Gleichgewicht; Klagen haben keinen Erfolg, und wollen wir uns durch eigene Kraft Respekt verschaffen, so leiden es unsre Minister nicht, sie kassiren uns und der Fiskal fordert nach dem Duellmandat schwere Geldstrafen ein, oder verhilft uns auf die Festung; der Offizier hingegen sitzt 14 Tage in der Wache, und lacht."

„Es ist hier nicht der Ort, diese traurigen

Verhältnisse näher zu erörtern, welche Ew. Majestät nur dann genau einleuchten würden, wenn Allerhöchstdieselben vollkommen sich herabdenken könnten in die Lage eines kleinen engbeschränkten Privatmanns, der nicht Soldat ist. Nur dann könnten Allerhöchstdieselben ganz fühlen, daß auf Erden nichts unerträglicher und empörender ist, als militairische Insolenz gegen den ruhigen unbewaffneten einheimischen Bürger. Jeder der es hört, daß ein Generallieutenant, ein Generalmajor und ein Major, alle Drei auf Einmal sich über mich hermachen, um an mir, der ich noch obenein bekanntlich von der Königlichen Ungnade betroffen und niedergebeugt bin, ihre Bravaden auszulassen, weil der eine in mir den Freund des Rivals seiner Talente haßt, der andre von mir gegrüßt sein will, ohne jedoch danken zu wollen, und dem dritten vielleicht bloß meine Physiognomie zuwider ist, kann nicht anders als totale Indignation gegen ein solches Benehmen fühlen."

„Ich sehe indeß wohl ein, daß ich gegen Männer, die im Glanze des Throns stehn, nicht aufkommen und auf keine sattsame Genugthuung rechnen kann, daher wage ich bloß die allerunterthänigste Bitte: Ew. Majestät wollen geruhen,

den 2c. von Rüchel und von Bömcken zu mehrerer Klugheit, Vernunft und Bescheidenheit wenigstens in Zukunft gegen andre vielleicht weniger geduldige und mehr rachgierige Männer als ich bin, anzuweisen; dem von Puttkammer aber anzubefehlen, daß er entweder danke, wenn man ihn höflich grüßt, oder alle solche wunderliche Ansprüche auf Achtungsbezeigungen fahren lasse, auch seine anstößigen Drohungen zurückhalte, übrigens aber des von Puttkammer's wegen, wie hier verlauten will, mich nicht schon wieder zu versetzen, da meine durch die letzte Versetzung zerrüttete Ökonomie dies schlechterdings nicht erlaubt, sondern mich, der ich schier lebensmüde bin, an diesem Orte meine Tage ruhig beschließen zu lassen."

„Ich weiß nicht, welcher Unstern über mich waltet, daß ich Ew. Majestät auf alle Weise verhaßt werden muß, das aber weiß ich bestimmt, daß ich es bisher noch immer zu Allerhöchst Dero Person sehr gut gemeint habe. Ich ersterbe 2c. von Held. Brandenburg, den 5. September 1799."

Der König empfing diese Beschwerde durch den Generaladjutanten von Köckritz, der am 12. September darüber an Held schrieb: „Euer Hoch-

wohlgeboren beweisen mittelst Schreibens vom 5. dieses mir ein Zutrauen, das an sich schon sehr angenehm mir sein muß, mehr aber noch in der Erinnerung gewinnt, daß ich in meiner frühesten Jugend verschiedene Dero Verwandten gekannt habe. Natürlich empfinde ich daher den Wunsch auch Euer Hochwohlgeboren wahrhaft zufrieden und glücklich zu sehen, und bin in diesem Gefühl daher auch redlich bereit gewesen, Seiner Majestät dem Könige von Dero Beschwerden gegen die Generals von Rüchel und von Puttkammer und gegen den Major von Bömcken durch schuldige Überreichung der Bittschrift Nachricht zu geben. Der König hat das Betragen dieser Offiziers gegen Sie nicht gebilliget; nach Ihren Grundsätzen wünschen Sie nichts sehnlicher, als daß unter den verschiedenen Ständen zum Wohl des Staates die beste Harmonie herrschen möge, indessen muß ich auch gestehen, daß Allerhöchstdenselben einige Ausdrücke Ihres Schreibens sehr auffielen. Zu Ihrer Beruhigung sage ich Sie, daß die Besorgniß wegen einer abermaligen Versetzung ungegründet ist. Empfangen Sie hiermit die aufrichtige Versicherung meiner Werthschätzung, mit welcher ich stets beharre als Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster Diener von Köckritz. Paretz,

den 12. September 1799.“ Minder freundlich lautete der Bescheid, welcher amtlich aus dem Kabinet erfolgte, und der es rügte, daß Held nicht an die nächsten Behörden, sondern gleich an den König gegangen war.

Zerboni hatte im Gefängnisse zu Magdeburg, wie sehr auch die Arbeiten zu seiner Vertheidigung ihn anstrengen mußten, doch noch Stimmung und Kraft gefunden, eine Schrift über Südpreußen abzufassen, welche in vaterländischem gemeinnützigen Sinne die Aufgabe des Staates in Betreff dieser Provinz, und die Mittel dem Lande und Volke aufzuhelfen, mit hellem Geiste untersuchte. Diese Schrift gab er im Herbste 1799 in Druck, sie erschien im Anfange des Jahres 1800 bei Frommann in Jena unter dem Titel: „Einige Gedanken über das Bildungsgeschäft von Südpreußen.“ Der edle Sinn des Verfassers, schon durch das bezeichnende Wort des Titels angedeutet, und die Triftigkeit seiner sachgemäßen Vorschläge, wurden von allen Unbefangenen und Gutmeinenden günstig anerkannt, auch der Minister von Voß, welcher seit dem April 1798 wieder die Provinz verwaltete, äußerte sich mit Beifall. Den Gegnern aber war es verdrießlich, den Mann durch Kerker und

Verurtheilung so wenig gedemüthigt zu sehen, daß er sogar öffentlich das Wort wieder zu nehmen wagte. Unangenehm empfanden sie es auch, daß der Dienstentlassene, nach ihrer Meinung Verarmte und Brotlose, plötzlich mit angeliehenen Geldern einen Grundbesitz in der Nähe von Kalisch erkaufte, und zwar so vortheilhaft, daß der Werth sich bald doppelt so groß als die Anleihe erwies. Weit mehr noch mußten sie erschrecken, als im Juni desselben Jahres bei Vollmer in Hamburg ein Band „Aktenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreußischen Kriegs- und Domainenrathes Zerboni und seiner Freunde" im Druck herauskam, unter der Vorrede mit des Herausgebers vollem Namen unterzeichnet. Doch diese Herausgabe, als ohne Befugniß und höhere Erlaubniß geschehen, schien einen neuen Anklagepunkt gegen ihn zu liefern, und man hoffte, ihn auf's neue in einen schlimmen Gerichtshandel zu verwickeln.

In dieser Zeit hatte Held mit manchen Männern sich in Verbindung gesetzt, von denen seine Hoffnungen und seine Thätigkeit belebt wurden. Er war mit Fichte bekannt geworden, und der gediegene Karakter und helle, feste Geist des Philosophen erfüllten ihn mit freudigster Ver-

ehrung. Mit dem liebenswürdigen Wandsbecker Boten Matthias Claudius, mit Hennings in Plön, mit Archenholz in Hamburg, stand er in Briefwechsel, jener gab den Genius der Zeit, dieser die Minerva heraus, und beide Zeitschriften empfingen von Held manche Beiträge, die doch nicht alle zum Druck gekommen scheinen. Auch mit Fülleborn, mit Garve, und Andern in Breslau wechselte er Briefe, deßgleichen mit Ölsner, der, als er sein Vaterland Schlesien nach längerem Aufenthalt in Frankreich wiedersehen wollte, auf Hoym's grundlose Verdächtigung, gegen die seine diplomatische Eigenschaft als frankfurtischer Resident bei der französischen Republik ihn nicht schützte, unvermuthet in rauhster Weise verhaftet, bald aber, bei kräftiger Verwendung des französischen Gesandten Sieyes, als völlig schuldlos wieder frei gelassen worden war. Mit den Gelehrten und Schriftstellern in Berlin scheint Held wenig Verkehr gehabt zu haben, einige waren ihm zu feig und zahm, wie Rambach, Jenisch, Gentz, andre zu frech und wild, wie die beiden Brüder Schlegel, deren Erzeugnisse ihn anwiderten, und die Mischung von Weichheit und Stärke, die in ihm selbst war, fühlte sich von der, welche

Jean Paul Richter in sich trug, bei mancher Anziehung doch mehr noch abgestoßen.

Im Juni 1800 kam Zerboni wegen der Geldanleihe, deren er zu seinem Güterkauf bedurfte, unvermuthet nach Berlin, und berief auch seinen Freund von Brandenburg herbei. Dieser berichtet über den damaligen vierzehntägigen Aufenthalt: „Das war eine vergnügte Zeit. Das Publikum erwies Zerboni'n überall, wo er erkannt und sein Name genannt wurde, die größte Achtung, und wo wir erschienen, betrachtete man uns beinahe als zwei Freunde im Stile des klassischen Alterthums. Wir konversirten viel mit Struensee, der Zerboni'n zu seiner Anleihe (von dreißigtausend Thalern bei der Wittwenkasse) behülflich war, mit dem pensionirten Minister von Buchholz, mit Fichte und dem Schriftsteller Friedrich Buchholz, und speisten am Johannistage, von Feßler eingeladen, in der Loge Royal-York, wo ich den Professor Schummel aus Breslau kennen lernte. Unter andern gab uns auch der Professor Unger im Schulgarten ein ländliches Mittagsmahl, wobei der Schriftsteller und Geheime Legationsrath Woltmann die Honneurs machte, und ich den Geheimen Justizrath und Generalfiskal von Hoff zum erstenmale sah. Letzterer

wirkte mit besonderer Anziehungskraft auf mich. Sein würdiges Äußere, sein ernstes verständiges Kritisiren und dreistes Sprechen über die Fehler der Regierung, die strenge Opposition, die er gegen verschiedene mächtige Männer verlautbarte, die vertraute Freundschaft, die ich zwischen ihm und Fichte bemerkte, das Interesse so er für Zerboni und die Neigung zur Vertraulichkeit, die er mir bezeigte, machten, daß ich ihn sofort außerordentlich lieb gewann und wünschte, auch ihm etwas werth zu sein.“ Wie verschieden war diese Stimmung von der, welche Held vor drei Jahren in Berlin erfahren hatte!

Held war von Zerboni dringend eingeladen worden, ihn auf seinem neuen Gutsbesitze — einem „Schlüssel Güter“ wie man es in Polen nannte — zu besuchen. Er empfing Urlaub von Struensee, reiste mit Zerboni nach Posen, und nachdem er hier bei seiner Frau und in verdrießlichen Händeln fünf Wochen verweilt, folgte er dem Freunde nach Plugawice. Er fand ihn in einem seltsamen vieleckigen hölzernen Hause, umgeben von Waldung und Wiesen, in voller Thätigkeit, mit Bauten, Ziegelbrennereien und aller Art Verbesserungen seiner Ländereien beschäftigt, und schon mit dem glänzendsten Erfolg. Die

Bauern, menschlich und sanft behandelt, griffen gleich dem Herrn alles mit muntern Kräften an. Da an dem sonderbaren Wohnhause bauliche Arbeiten vorgenommen wurden, so wohnten und schliefen die beiden Freunde in einem Gartenhäuschen, von Wiese, Wasser und Gebüsch umgeben. Zerboni las nach dem Erwachen gewöhnlich irgend einen der Gesänge Ossian's vor, und eilte nachher zu seiner Wirthschaft, wo seine Frau mit ihm an Thätigkeit wetteiferte. Held freute sich dieses glücklichen Zustandes, der für die Folge den größten Segen verhieß. Doch konnten diese Eindrücke den Unmuth nicht lange beschwichtigen, den die Betrachtung der öffentlichen Dinge stets neu hervorrief. Das Staatswesen schien den Freunden in sonderbaren Widersprüchen befangen. Der König hatte im Juli 1800 eine Kabinetsordre an das gesammte Staatsministerium erlassen, durch welche die Gebrechen der Staatsverwaltung auf das schärfste gerügt wurden. Wir müssen diesen merkwürdigen Erlaß hier einfügen; er lautet: „Seine Königliche Majestät von Preußen ꝛc. unser allergnädigster Herr, haben zwar bald nach Höchstdero Regierungsantritt durch eine eigenhändige Ordre dem gesammten Staatsministerium auf das ernstlichste zu erkennen gegeben,

wie nothwendig es sei, den fast erstorbenen Geist der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der preußische Zivildienst sich ehemals so musterhaft ausgezeichnet hat, durch angemessene, allenfalls strenge Maßregeln, wieder zu beleben, zu dem Ende verdiente Offizianten aufzumuntern, Unvermögende zum Dienst, die es ohne ihr Verschulden geworden, mit Pension zu entlassen, unbrauchbare, untreue oder nachlässige und nicht zu bessernde Offizianten aber zu Remotion und dem Befinden nach zur Bestrafung derselben anzuzeigen; bis jetzt aber haben Allerhöchstdieselben hiervon nur eine sehr geringe und fast gar keine Wirkung bemerkt. Nur einige Departements haben die so nothwendige Reform des ausgearteten Geistes im Dienst mit einigem Ernst begonnen, in den mehresten läßt man den Offizianten nach wie vor die Zügel schießen. Fast allgemein werden die Stellen nur als Pfründen betrachtet, deren Inhaber gerade nur so viel thun muß, als erforderlich ist, um das Gehalt zu erheben und mit möglichster Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre, wie sie es nennen, auf solche Art gedient hat, begehret gleich für seine eingebildete Verdienste ansehnliche Beförderungen, Titel und Gehalts-

verbesserungen, und findet sich gekränkt, wenn sie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden. Jedes nicht alltägliche Geschäft soll besonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geschäfte bei einer Stelle sich vermindern, so wird niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Emolument sich kürzen zu lassen, aber keine unbedeutende Geschäftsvermehrung darf ohne Gehaltszulage entstehen. Dieser verderbte Geist ist unter den Räthen der höheren und niederer Landeskollegien, besonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen herrschend, und hat sich von ihnen aus in die Provinzen und besonders auf die Subalternen verbreitet, wo er sich noch in weit verderblichern Folgen, besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Venalität äußert. Überall wo Seine Majestät auf Ihren Reisen durch Ihre Staaten hingekommen sind, wird hierüber von allen Seiten laut und einstimmig geklagt. Da sich Allerhöchstdieselben auf diesen Ihren Reisen es besonders angelegen sein lassen durch Verdienste und Geschicklichkeit sich auszeichnende Offizianten kennen zu lernen, so haben Sie selbst die traurige Erfahrung gemacht, wie selten diese anzutreffen sind. Die häufigen eingekommenen Beschwerden Ihrer Unterthanen,

die Sie sogar nicht selten durch unmittelbare Einforderung der Akten selbst prüfen, bestätigen diese Erfahrung, und die Chefs der verschiedenen Departements befinden sich bei ihren Vorschlägen zu wichtigern Stellen fast immer in Verlegenheit in Ermangelung vollkommen brauchbarer Subjekte, oft sehr mittelmäßige vorschlagen zu müssen. Es ist also nicht blos die jetzige Generation ausgeartet, sondern es entstehet auch die größte Besorgniß für die Zukunft, die Seiner Majestät es zur ersten Pflicht gegen den Staat machen, die Anfangs gedachte Ordre sämmtlichen Departementschefs von neuem einzuschärfen und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, wovon sie vielleicht nur Mitleiden mit diesem oder jenem unwürdigen Subjekte, das aber unter diesen Verhältnissen höchst verderblich werden kann, oder die Besorgniß, daß ein strenges pflichtmäßiges Betragen als Gewaltthätigkeit von der Stimme des Publikums getadelt werden dürfte, abgehalten haben kann; die letzte ist zwar in so weit allerdings zu betrachten, daß man desto gewissenhafter die Gründe des Verfahrens prüfen muß; wenn die Gründe aber wirklich bewährt befunden worden, so muß man die Zustimmung seines Gewissens sich über das Urtheil des sogenannten Publi-

kums, welches gemeiniglich nur in einer geringen Anzahl dabei noch interessirter Personen bestehet, erheben lassen, und die erkannte Pflicht ohne alle weitere Rücksicht ausüben. Seine Majestät haben zu sämmtlichen Departementschefs das Vertrauen, daß ein jeder in seinem Departement die rechten Mittel anzuwenden wissen werde, um das davon abhängende Dienstpersonale endlich wieder zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen und wollen Sich auch deßwegen nicht in ein vollständiges Detail einlassen, im Allgemeinen aber müssen Allerhöchstdieselben bemerken, daß die ganz fast außer Acht gekommenen Visitationen, besonders der Unterbehörden, öfter, unvermutheter, gründlicher und mit weniger Zeitverschwendung in Ansehung unwesentlicher Dinge verfügt werden müssen, und daß die Konduitenlisten gewissenhafter zu führen, und sorgfältiger, als bisher geschehen, von den vorgesetzten Behörden zu beachten sind. Allerhöchstdieselben wollen künftig auf beides sehr aufmerksam sein und befehlen zu diesem Ende, Ihnen mit jedem Jahresschluß die Listen von jedem Departement und den demselben untergeordneten Landeskollegien unmittelbar einzureichen und dabei anzuzeigen, welche Unterbehörden, auch von wem sie visitiret und was dabei zu bemerken be-

funden worden. Aus diesen Listen und Anzeigen werden Seine Majestät Veranlassung nehmen, besondere Recherchen zu verfügen und Sich von dem Grunde zu überzeugen, und diejenigen Vorgesetzten dafür verantwortlich zu machen, die bei deren Anfertigung nicht aufmerksam oder aufrichtig genug zu Werke gegangen sind. Friedrich Wilhelm. Charlottenburg, den 26. Juli 1800."

Held erzählt ein Jahr später, welchen Eindruck er und Zerboni empfangen, als dieses Aktenstück ihnen zuerst vor Augen kam. „Eben saß ich mit Zerboni im August vorigen Jahres in seinem abgelegenen Dorfe Plugawice einsam bei einem frugalen Abendbrote, als er eine Abschrift gedachter Kabinetsweisung aus Kalisch erhielt. Wiewohl sie für uns nun nichts Neues enthielt, und der darin so richtig geschilderte zerbrochene Geisteszustand der Offizianten unter uns beiden längst als eine ausgemachte Sache galt, so kam sie uns doch so unerwartet und wir freuten uns darüber so sehr, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich versichere, daß wir sie beinahe küßten; wir, die man kassirt und auf Festungen schickt, weil wir schnurgrade derselben Meinung mit dem Könige sind, und diese praktisch geltend machen!"

Held war erst sechs Tage bei seinem Freunde, so kam ein Brief aus Berlin an Zerboni von Fichte, worin derselbe meldete, daß ein zweiter Kriminalprozeß gegen ihn, und zwar weil er die Akten des erstern habe drucken lassen, im Werke sei, die Absicht gehe dahin, ihn abermals auf ein Jahr zur Festung zu bringen, und zwar diesmal nach Graudenz. Der dieserhalb erlassene Kabinetsbefehl war an den Justizminister von Arnim ergangen, und von ihm nicht ohne stille Mißbilligung dem Generalfiskal von Hoff mitgetheilt worden. Dieser, für Zerboni günstig gesinnt, hatte Fichte'n veranlaßt, den Bedrohten im voraus davon zu benachrichtigen. Zerboni rief sogleich: „Nun bin ich auf immer unglücklich, denn werde ich meiner Wirthschaft, worin ich alles umgekehrt habe und alles im Entstehen ist, auf ein Jahr entzogen, so muß das ganze Wesen zu Grunde gehen, ich mit den Gütern bankrott machen.“ Doch diesmal, betheuerte er, solle man nicht so leichtes Spiel haben, und wenn die Formen der Gesetze nicht beobachtet würden, werde er Widerstand leisten, und man nur seinen Leichnam fortschleppen. Die Freunde besprachen diese Sache abwechselnd mit Überlegung und Heftigkeit. Der neue Angriff erschien ihnen

durchaus widerrechtlich, sie sahen die Veröffentlichung der Prozeßakten als eine auch durch das Gesetz genehmigte ursprüngliche Befugniß an, als einen nachträglichen Ersatz der allem gerichtlichen Verfahren gebührenden, durch unsre Einrichtungen nur ungerecht verkümmerten Öffentlichkeit. Die ganze Verfügung war ihnen überhaupt ein schreckliches Zeichen, daß Zerboni's Feinde nie aufhören wollten, willkürlich und schonungslos gegen ihn zu verfahren. Da ergrimmte Held, und beschloß auf der Stelle, das Verderben, welches dem Freunde drohte, auf die Häupter seiner Feinde zurückzuwälzen, und sie durch die Macht der sonnenklaren Wahrheit zu erdrücken. Vergebens mühte sich Zerboni ihn zu beruhigen, ihm vorzustellen, daß erst noch auf dem juristischen Felde der Kampf zu führen sei. Held nahm hier eine Saat von Aufreizung in sein Gemüth, die schnell und gewaltig emporstieg, und ihm persönlich das größte Unheil brachte. Seinen Eifer spornte noch mehr das Erscheinen einer Schrift, die unter dem Titel: „Untersuchung, ob dem Kriegsrathe Zerboni zu viel geschah", in dieser Zeit — obwohl sie das Jahr 1801 führte — zu Leipzig herauskam, deren Verfasser, der Professor Schummel in Breslau, dafür von Hoym dreihundert Thaler empfan-

gen hatte, und in welcher Zerboni und Held scharf angegriffen waren. Held wollte nicht, daß Zerboni dawider aufträte, weil diesem ohnehin eine neue Untersuchung drohte, und weil ihm derselbe in seiner ländlichen Abgeschiedenheit dem litterarischen Verkehr allzufern schien; er selbst aber versprach, der Sache des Freundes durch kräftiges Auftreten allen Vorschub zu thun.

Held reiste über Kalisch nach Posen zurück, wo er wieder einige Zeit verweilte und die Vermögenssachen seiner Frau zu ordnen strebte, aber mit größerem Eifer und Erfolge Waffen für sein politisch-litterarisches Vorhaben sammelte. Er wußte sich durch Überredung und Schlauheit Abschriften der Akten eines höchst ärgerlichen Prozesses zu verschaffen, in welchem Hoym und Goldbeck sehr bloßgestellt erschienen, schrieb in rascher Eile, begeistert von Unwillen und Zorn, heftige Erläuterungen dazu, und nahm die druckfertige Schrift auf der Rückreise mit nach Berlin. Er nahm auch eine Tochter von Posen mit — eine andre war bereits in Brandenburg — und hielt sie unterwegs fast beständig auf seinem Schoße. Die Handschrift lag tief unten im Koffer. In Berlin stieg er im Gasthof ab, und brachte zuerst seine Tochter zu einer Freundin; dann ging er

zu Struensee, erbat sich geheimes Gehör, und legte ihm die Schrift vor. „Struensee's Mienen, sagt Held, waren anfänglich mißbilligend und er schüttelte den Kopf, je länger ich aber sprach und ihm alles verdeutlichte, je mehr klärte sich sein Gesicht auf, bis zu jenem sardonischen Lächeln, welches diese in der Regel ernsthafte Physiognomie so wohl kleidete und so großes Zutrauen erweckte.“ Struensee behielt die Schrift einige Tage, und als er sie zurückgab, erklärte er die Thatsachen für ganz richtig, allein bei weitem noch nicht vollständig, er wisse den tiefern Zusammenhang, ein Geheimniß, das der Verfasser nicht habe wissen können. „Indeß, fuhr er fort, enthält das Buch Stoff genug, um dem Könige aufzufallen. Sie wagen damit viel. Entweder wird damit etwas recht Gutes oder etwas recht Schlimmes gestiftet, und Sie können sich dadurch recht glücklich oder noch unglücklicher machen als Sie schon sind. Abrathen will ich Ihnen nicht, mich davon meliren kann und will ich aber auch nicht. Die Zugänge sind zu sehr verriegelt. Nachdem diese Sache unter Mitwissen des jetzigen Königs beendigt und zu Grabe getragen worden, darf ich, ohne die seltsamsten Verdachte persönlicher Animosität gegen Hoym

mir zuzuziehen, sie nicht neuerdings zur Sprache bringen. Werde ich befragt, ob die in dem Buche von mir vorkommenden Briefe ächt sind, so werde ich, wie es wahr ist, Ja sagen. Übrigens hoffe ich, werden Sie, so lange ich lebe, es verschweigen, daß Sie mir das Manuskript gezeigt haben. Jetzt weiß ich nichts von Ihrem Vorsatze. Handeln Sie nach Gutdünken. Gelingt es, so kann die beste Wirkung erfolgen.“ Held empfand es schmerzlich, daß Struensee ihm eine eigennützige Absicht auf Glück beizumessen schien, und lehnte dies entschieden ab, worauf Struensee nur erwiederte: „Für Ihr Heil würde eine Portion Egoismus Ihnen sehr dienlich sein.“ Er fügte noch hinzu: „In unserm Staate ist kein Reformiren möglich, als das unmittelbar vom Könige ausgeht, im Einzelnen ist nirgend ein vernünftiger Anfang damit zu machen; jeder Geschäftsmann bei uns arbeitet nur dahin, daß er sich durch die Form decke und nicht aktenmäßig verantwortlich werde.“ Und so sprach er noch vieles, was den Zustand des Staates betraf, für Held aber, anstatt ihn abzuschrecken, nur zur stärkern Anreizung wurde. Er beschloß ohne Zögern den Druck seines Buches. Hierin lag übrigens noch keine unmittelbare Gefahr. Hätte er die Handschrift von Berlin,

auf sichrem Wege, nach Leipzig oder Jena gesandt, wie er anfangs wollte, so würde der Schlag getroffen und vielleicht niemand erfahren haben, von wo er geführt worden. Zu seinem Unglück aber sprach er den Buchhändler Frölich, den er von der Universität Helmstädt her kannte, glaubte diesen so beherzt und fest, als er in leicht hingesprochenen Worten sich zeigte, und ließ sich verlocken, ihm das Geheimniß zu vertrauen. Frölich erbot sich sogleich, die Schrift heimlich drucken zu lassen, und ging auch alsbald an's Werk; eine Buchdruckerei war in Frölich's Hinterhause nah zur Hand.

Sehr ruhig über diese Angelegenheit, kehrte Held nach Brandenburg heim, und ging wieder mit gewohnter Sorgfalt an seine Dienstgeschäfte; kam aber im Dezember auf's neue nach Berlin, hörte, daß der Druck beinahe vollendet sei, nahm mit Frölich die Abrede auf Ehrenwort, daß keiner den andern in dieser Sache je nennen wolle, gab der Schrift den Titel: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate, oder aktenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischer Staatsminister," statt des Druckortes auf dem Titel setzte der Verleger: „Nirgends und überall" und die Jah-

reszahl 1801 dazu; der Umfang betrug etwa 300 Seiten. Held bedingte sich statt alles Honorars ein Dutzend Abdrücke, und begab sich hierauf wieder nach Brandenburg. In den letzten Tagen des Januar 1801 ließ er durch einen Boten seine Abdrücke holen, und sandte sie zum Einbinden in eine benachbarte sächsische Stadt, wo dem Werkchen durch die Hand des Buchbinders die Ausstattung ertheilt wurde, von welcher ihm der Name „das schwarze Buch" gekommen und verblieben, denn unter diesem nur ist es weltberühmt geworden, während der eigentliche noch jetzt fast unbekannt ist, wie das Buch selbst. Denn wir gestehen, so viel und oft wir auch seit mehr als vierzig Jahren von dem schwarzen Buche, seinem gewichtigen Inhalte und seiner beispiellosen Freimüthigkeit reden gehört, nie haben wir es zu Gesicht bekommen, noch jemanden gefunden, der es mit eignen Augen gesehn! Nicht nur der Umschlag, auch der Schnitt war schwarz, auf dem Rücken stand in Silberschrift: „Hoym und Goldbeck." Drei solcher Abdrücke ließ Held in den ersten Tagen des Februar 1801 von Nauen zur Post nach Berlin abgehen, an den König, an den Obersten von Köckritz, und an den Minister Grafen von der Schulenburg,

für den letztern war ein anonymer Brief eingelegt, des Inhalts, daß der Verfasser, nach einiger Zeit, und wenn er sich überzeugt haben würde, daß keine unregelmäßige Gefahr für ihn obwalte, als ein rechtschaffener Mann, der seiner Behauptungen eingeständig sein müsse, freiwillig ihm dem Minister sich zu erkennen geben wolle, daß einstweilen dieser sich der Sache annehmen und besonders dafür sorgen möge, daß der König die Schrift wirklich bekomme und lese. Denn dies letztere war in Held's Ansicht der Hauptpunkt, welchen er durch alle diese Anstalten zu erlangen hoffte. Eine schriftliche Eingabe solches Umfangs, meinte er, würde der König nie lesen, sie würde auch zu leicht verschwinden können; gedruckt lese sich dergleichen eher, und das auffallende Äußere solle noch besonders dazu reizen; aber auch für den Fall, daß dem Könige der zugesandte Abdruck unterschlagen würde, wollte er Vorkehr treffen, und fand deßhalb die gleichzeitige Erscheinung im Buchhandel nöthig, damit das öffentliche Gerede und Geschrei den König aufmerksam mache. War dies nur erreicht, so glaubte er nichts mehr fürchten zu dürfen, er sah nur auf dem Wege Gefahr, am Ziel keine. Er hatte das Bewußtsein, indem er für den Freund

wirkte, zugleich dem Gemeinwesen nützlich zu sein, sich um König und Staat verdient zu machen, ja er träumte wohl gar, wiewohl er darauf am wenigsten ausging, von Ehren und Belohnungen. Ganz ohne Schanzen des Erfolgs durfte die Sache selbst einem klugen Berechner nicht dünken. Struensee und Schulenburg waren lange schon Hoym's Gegner, der Minister von Alvensleben hatte sich in den stärksten Ausdrücken gegen ihn erklärt, einer der angesehensten Justizbeamten wünschte Goldbeck's Fall, um an dessen Stelle zu treten, war Held's Vertrauter, und reizte ihn, der nicht ahndete, daß er mißbraucht würde, nur heftiger an, indem er ihm seinen ganzen Beistand zusicherte. Auch der Minister von Buchholz hatte die Handschrift gelesen und sehr gebilligt.

Es traf sich zufällig, daß grade um diese Zeit, nämlich in den ersten Tagen des Februar, zwei Freunde Held's nach Berlin kamen, welche sehr wünschten, daß auch er sich einfinden möchte; einer der Freunde war der Justizkommissarius Früson aus Posen, der Vormund der Held'schen Stiefkinder daselbst, und der andre war der Geheimrath und Kammerdirektor von Heydebreck aus Stettin. Held stand lange bei sich an, ob er bei dem Ausbruche der Krisis nicht besser von Berlin

wegbliebe; damit indessen Heydebreck nicht ohne das schwarze Buch nach Stettin zurückginge, schrieb er an ihn einige anonyme Zeilen, die ihn aufforderten, dieses Buch, sobald es erschiene, zu kaufen, bevor dessen Absatz etwa durch eine Kabale verboten würde. Heydebreck wohnte bei dem Geheimenrathe von Beguelin, und las den beim Mittagstisch empfangenen Brief als eine Merkwürdigkeit sogleich laut vor. Beguelin, der lebenslang nur das Interesse der Macht anerkannte, beeilte sich, den Geheimen Oberpostrath Seegebarth, Schwager Goldbeck's, und ebenso dem grade in Berlin gegenwärtigen Grafen von Hoym die Nachricht mitzutheilen. Der Buchhändler Frölich hatte die ganze in Berlin gedruckte Auflage nach Leipzig geschickt, von dort aus sollten die Abdrücke in die Welt gehen, und so auch die für Berlin bestimmten den Schein haben aus dem Auslande zu kommen. Diese klugen Vorkehrungen scheiterten nun großentheils durch die Anzeige Beguelin's, die meisten Sendungen wurden in der Stille aufgefangen. Indeß waren doch einige durchgedrungen, der Werth von diesen stieg mit ihrer Seltenheit, und der Lärm war über alle Erwartung. Heydebreck, als er jenes Benehmen seines Gastfreundes Beguelin erfahren, wollte nicht

länger bei ihm wohnen, und zog in den Gasthof zum goldnen Stern, wo auch Held zufällig einkehrte, als er doch endlich nach Berlin kam, um seine Freunde und die Wirkung seines Buches zu sehen. Er hatte aber die Wanderung zu Fuß gemacht, bei seinem Bruder in Potsdam, wo derselbe als Hauptmann stand, nur flüchtig eingesprochen, und sich durch die Anstrengung in der Winternässe eine Rose zugezogen, weßhalb er nun meist das Zimmer hütete, wo Heydebreck ihm treulich Gesellschaft leistete. Die Sache wurde nun stets ruchbarer. Der Minister von Buchholz erzählte, was für lange Gesichter Hoym und seine Frau bei der Kour gemacht, und hoffte noch, Held's Spiel, das allerdings ein va banque war, könne gewonnen sein. Dagegen hielt der Polizeipräsident Eisenberg, Held's Freund, es schon verloren, und warnte ihn in der Loge Royal-York; Frölich hatte schon alles gestanden, doch Held wollte es nicht glauben, und blieb ganz ruhig. Als Heydebreck nach Stettin zurückgekehrt war, wollte auch Held wieder abreisen, und sich am 22. Februar auf der Post für den folgenden Tag einschreiben lassen. Doch inzwischen hatten sich Wolken über ihm gehäuft, die sich plötzlich verderbenvoll entluden. Was sich begab, lassen wir

am besten hier ihn mit eignen Worten selbst erzählen.

Seine hierüber gleich in den nächsten Tagen aufgeschriebene Erzählung lautet wie folgt: „Ich war Sonntags den 22. Februar 1801 eben aus dem Schauspiel „das Sonntagskind" und auf meinem Zimmer im Wirthshause zum Stern auf der Leipziger Straße angekommen, in der Absicht mich zeitig niederzulegen, da ich am folgenden Tage früh über Potsdam nach Brandenburg zurückzureisen gedachte, als ungefähr um 9 Uhr der Polizeikommissarius Obermann sich einfand und mich ersuchte, ihm zum Geheimen Justizrathe von Warsing, der in der Hausvogtei wohnt, zu folgen. Dies that ich ohne Bedenken. Warsing fragte mich, ob ich der Verfasser des gegen den Großkanzler von Goldbeck und den in Schlesien dirigirenden Minister Grafen von Hoym erschienenen Buches: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate" sei, und legte mir das mit dem Buchhändler Frölich wenige Stunden vorher abgehaltene Protokoll vor, in welchem derselbe sich als Verleger, mich als Verfasser bereits eingestanden hatte. Ich antwortete weder Ja noch Nein, sondern drang darauf, daß der Frölich gerufen würde, um mir dieses Geständniß in's

Gesicht zu sagen. Frölich kam, sagte es mir in's Gesicht, und ohne Weigerung gestand auch ich, und unterschrieb das kurze Protokoll, das Warsing sogleich auch in Ansehung meiner aufnahm."

„Frölich wurde entlassen, mich aber überredete Warsing, über Nacht bei ihm zu bleiben; diese Komplimente waren gewissermaßen darum nöthig, weil Warsing einen bloß mündlichen Auftrag von dem Geheimen Kabinetsrathe Beyme bekommen hatte, mich mit guter Art fest zu machen. Ich glaubte anfangs, ich sollte die Nacht in der Gerichtsstube, etwa auf einem großen Stuhl oder dergleichen, zubringen, um am folgenden Morgen früh fernerweitig verhört zu werden, da bereits 10 Uhr verflossen war, und vermuthete nichts sicherer, als daß ich nach geschlossenem Verhör entlassen werden würde, daher meine Bereitwilligkeit zu bleiben. Aber Warsing setzte seine Höflichkeiten und Überredungen fort, versicherte mir, daß ich weiter hinten ein gutes Logis bei einem anständigen Manne finden würde, und sprach immer in dem Tone, als ob es nur auf eine Nacht abgesehen sei. Gutwillig folgte ich auch diesem Ansinnen, ich wurde über zwei Höfe geführt, ein Inspektor mit einem großen

Gewächs am rechten Auge und ein Mann mit einer Laterne und einem großen Bunde Schlüssel in der Hand (der Schließer) begleiteten mich, führten mich in einen langen Gang, vor eine kleine starke Thür, deren ungeheure Schlösser und Riegel, nicht ohne Verwunderung und üble Ahndungen von meiner Seite, beim Scheine der Laterne geöffnet wurden, und hießen mich in ein dunkles schmutziges Zimmer (Nro. 5) treten. Daß statt des guten Logis ein gewöhnliches Gefängniß meiner wartete, merkte ich nun freilich. Kaum war ich drinnen, so brachte man eine Bettstelle und eine elende Matratze, zündete ein Dreierlicht an, schlug die Thüre zu, legte die rasselnden Riegel und Schlösser auswendig wieder vor, und so ward ich in aller Geschwindigkeit ein Staatsgefangener."

„Meine Blicke überflogen nun den kleinen Raum, in dem ich mich befand. Auf Einmal stieg aus dem Bette linker Hand eine lange, hagere, blasse Mannsfigur mit einer überaus großen Nase, trüben verlöschten Augen, eine schmutzige Nachtmütze auf dem Kopf und in ein überall löcherichtes Nachtkamisol gekleidet, empor. Wir begrüßten uns, und meine erste Frage war: Warum sitzen Sie hier? was haben Sie gethan? — Ant-

wort: Ich habe an das Kammergericht geschrieben, daß dessen Mitglieder Spitzbuben, Mörder und Schinder wären, und habe mit dem Justiziarius in der Stadt Straßburg einen Prozeß wegen eines Mädchens gehabt, welches mich als Vater zu einem Kind angab, dessen eigentlicher Vater der Justiziarius wohl selbst sein mochte; ich bin reformirter Prediger in Straßburg gewesen, sitze schon zum Drittenmal, und dies letztemal bereits in den achten Monat."

„Das war nun eben nicht sehr erfreulich. Mehr trotzig und indignirt, als verlegen und betrübt, legte ich mich halbbekleidet auf meine Matratze, deckte mich mit dem aus Potsdam mitgenommenen Mantel meines Bruders zu, und schlief so sanft und erquickend, als läge ich auf Schwanenkissen. Am folgenden Morgen ließ ich meinen Koffer aus dem Stern holen, voll Sehnsucht erwartete ich zum Verhör gefordert zu werden, aber vergebens. So brachte ich beinahe acht Tage zu. Dann fingen die Verhöre an; mich vernahm der Kammergerichtsreferendarius Lindner, und Warsing ging bloß ab und zu. Ich entsagte anfänglich der Vertheidigung, ließ mich aber endlich doch bereden, den Justizkommissair Mathis

zum förmlichen Defensor anzunehmen. Der Prozeß hatte demnächst seinen Fortgang."

Wer von unsern Zeitgenossen wachen Auges und fühlenden Herzens an den Tagesereignissen Antheil nimmt, dem brauchen wir nicht zu sagen, welch ein trauriges Geschick in den meisten Fällen das eines Staatsgefangenen ist. Die schreienden Beispiele in Deutschland, des Professors Jordan, des Rektors Weidig, die bittern Klagen, die unaufhörlich aus Frankreich herüberschallen, sind aller Welt bekannt; einzig England macht in diesem Bezug eine nie genug zu preisende Ausnahme. Wir sehen, wie für den Unglücklichen, der unter jene Benennung fällt, mehr noch als die Strenge des Gesetzes, die Leidenschaften der Macht zu fürchten sind, wie Unparteilichkeit und Milde dem unterthänigen Eifer, der fühllosen Härte weichen, wie die Untersuchung fast immer in Haß und Feindschaft, in schadenfrohen Hohn ausartet. Wir wissen, durch welche unnöthige Versagungen, peinliche Förmlichkeiten und endlose Hinzögerungen die Kerkerhaft zur verzweiflungsvollen Marter wird, wie jede Kleinigkeit zur Erleichterung des Lebens, zur Erquickung des Geistes, oder gar zum Bedarf der Vertheidigung, meist demüthig erbettelt, langwierig erwartet, und

allenfalls mit Geld aufgewogen werden muß; nicht zu gedenken der tausendfachen Quälereien, welche bald durch Einsamkeit und Stille, bald durch unwürdige Genossenschaft, durch Unbill und Tücke der Unterbeamten, durch verrätherische Aushorcher, durch alle die schnöden Hülfsmittel, die man zu dem sogenannten Mürbemachen gebraucht, auf den politischen Gefangenen sich häufen, der vielleicht das reinste Bewußtsein trägt, noch nicht verurtheilt ist, vielleicht am Ende wirklich freigesprochen wird, einstweilen aber schlimmer als der gemeinste Verbrecher gehalten wird, aufgegeben von den erschreckten Freunden, abgeschnitten von der öffentlichen Stimme, deren scheues Anfragen in dunkler Unkunde auch bald verhallt. —

Dank der Menschlichkeit und Aufklärung, welche das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland hervorgearbeitet und hauptsächlich in Preußen dem Staat einverleibt hat, findet diese Schilderung auf unsern Freund in der Hausvogtei nur geringe Anwendung; aber theilweise leider doch. Zwar empfahl Beyme, auf Held's unmittelbar an ihn gerichtete Klagen, die Pflichten der Humanität für ihn im Auge zu haben, und jede Pein des Gefangenen, die von der gewöhnlichen Haft unbeschadet der Sicherheit zu trennen sei, zu mil-

dern, aber die Antwort von Warsing, daß das Gefängniß kein Putzzimmer sei, läßt genug erkennen, mit wie wenig Neigung er in diesen Sinn einging. Held hatte gleich von Anfang den freien Gebrauch von Feder und Tinte, schrieb an Behörden und Freunde, und durfte sogar Besuche annehmen. Auf Struensee's Verwendung erhielt er ein besseres Zimmer. Auch wurden ihm nach einiger Zeit seine in Brandenburg gerichtlich weggenommenen und durchsuchten Papiere wiedergegeben, mit der Erklärung, daß nichts gegen den Staat darin gefunden worden, obschon vieles darunter war, was eben so schlimm lautete als das Schlimmste im schwarzen Buche. Die größte Qual war für Held, daß Tage auf Tage vergingen, ehe nur ein Verhör Statt fand. Als dies endlich erfolgte, wurde freilich sofort klar, daß die verstrichene Zeit noch viel zu kurz gewesen, um den Gefangenen mürbe zu machen.

Er hatte gleich in den ersten Tagen niedergeschrieben, welche Beweggründe und Triebfedern er bei Abfassung des schwarzen Buches gehabt, sie gingen auch schon aus der dem Buche voranstehenden, fast rührenden und offenbar treugemeinten Bitte an den König sattsam hervor; er gestand willig ein, daß er in der Art der Bekannt-

machung und einigermaßen auch der Abfassung des Buches gefehlt habe, daß er aber die Wahrheit des Inhaltes fortwährend behaupte und zu erweisen erbötig sei; einige harte Ausdrücke gegen die beiden angeklagten Minister bereue er zwar, aber eigentlich nur um seiner selbst willen, weil er der Sache und seinem Zwecke bei manchem Leser dadurch vielleicht in ästhetischer Hinsicht geschadet habe; mit dem Kriegsrath von Triebenfeld jedoch habe er geglaubt weiter keine Umstände machen zu dürfen, weil der sich längst selber preisgegeben, und ihm einmal in Posen wörtlich gesagt: „Vetterchen! wenn Sie bei den Ministern etwas durchsetzen wollen, so sagen Sie es nur mir, die Kerls müssen alle nach meiner Pfeife tanzen!“ Es sei nicht seine Schuld, wenn die Gegner zum Theil von der Art seien, daß man fast nur durch Schimpfwörter sie bezeichnen könne. „Mein Schicksal, sagte er, sehe ich voraus, doch beruhigt mich der Gedanke, daß, sei es auch erst wenn ich längst aufgerieben bin, der König ganz gewiß einst einsehen wird, wie nützlich manchmal dergleichen enthusiastische Exzesse sind, um die kleineren Großen daran zu erinnern, daß sie beobachtet werden. Der König ist Herr meiner Freiheit, meines geringen Einkommens, und wenn

er will meines Lebens. Ich überlasse ihm, selbst wenn er sich in der Richtung seines Zorns irrt, das alles recht gern, und wünsche, daß irgend ein reeller Nutzen für ihn, die Gesetze und den Staat aus dieser meiner Resignation entstehn möge." Edle einfache Worte, wie Unterthanen-treue und Vaterlandsliebe vereint sie nicht schö-ner aussprechen können!

Einige Hoffnung setzte Held anfangs noch auf Struensee, auf Schulenburg, und einige andre Männer in hohen Ämtern und Würden, denen er sein Vorhaben mehr oder minder vertraut, und die dasselbe nicht nur gutgeheißen, sondern zum Theil ihn noch zur Ausführung angespornt hatten. Er durfte an die Minister schreiben, und that dies ohne Zögern. Allein Schulenburg antwor-tete gar nicht, und Struensee, den er wegen sei-ner Dienstführung ein Zeugniß zu den Akten zu geben ersucht hatte, erwiederte freundlich, erst wenn die Untersuchungsbehörde ein solches fordre, könne er es ertheilen, wie er späterhin auch wirk-lich that, und zwar mit vollem Lobe. Held er-gab sich in das Loos aller Verfolgten, und ent-schuldigte jene Männer, die ihm keinen Beistand zugesichert hatten; daß ihn aber auch der erwähnte hohe Justizbeamte nicht nur vergaß, sondern völlig

verläugnete, derselbe Mann, der ihn angereizt hatte, der ihn hatte abhalten wollen, einen gegen Beyme gerichteten heftigen Ausfall wegzulassen, der ihm betheuert, wenn es nöthig werde, wolle er des Königs Schwager den Erbprinzen Georg von Mecklenburg = Strelitz angehen, und auch selbst vor den König treten und das Wort für die gute Sache nehmen, daß dieser Mann jetzt sogar sich rühmte, er habe sich mit ihm nur eingelassen, um ihn auszuhorchen, — das verdroß ihn zu bitter, um nicht seinen ganzen Zorn in dieser Richtung zu entladen; er that dies durch einen Brief, worin er jenem alles zwischen ihnen Verhandelte umständlich vorwarf und ihn der Falschheit und des Verrathes zieh; daß dieses Schreiben von der Untersuchungsbehörde gelesen wurde, war für den Empfänger keine geringe Strafe. Einige weniger hochstehende Freunde, unter andern der Artilleriehauptmann von Nothardt, der Mahler Darbes, Friedrich Schulz und Andre, besuchten Held, jedoch immer spärlicher. Die meisten begriffen ihn nicht, sie irrten sich über seine Antriebe; nur Friedrich Buchholz erkannte gleich den edlen Enthusiasten, und war auch der Einzige, der ihm stets rieth nicht nachzugeben, sondern fest und beharrlich zu sein;

die andern riethen immer zum klugen Einlenken, ja zum Widerruf. Drei seiner Vertrautesten, ehemalige Konstantisten, hielten sich gänzlich fern. Dagegen war die allgemeine Theilnahme in Berlin sehr groß, sein Name war in aller Leute Mund, sein um diese Zeit von Bollinger gezeichnetes und gestochenes sehr gelungenes Bild wurde eifrig gekauft; allein die Volksstimme hatte nicht das geringste Mittel der Wirksamkeit. Zerboni sandte einen kleinen Geldbetrag, leider nicht aus eignen Hülfsmitteln, sondern aus solchen, die er für Held's Frau in Schuldprozessen erstritten hatte, woraus in der Folge die unheilvollsten Verwirrungen entstanden. Zuletzt völlig verlassen und einsam hatte Held keine andre Stütze, als seine innere Kraft, und diese allein hielt seinen Muth aufrecht. Er beschäftigte sich meist mit Schreiben, und machte sogar Verse, wie er denn gleich nach den ersten Verhören die Epistel Friedrichs des Großen an Keith über die Nichtigkeit der Todesfurcht und des Schauders vor einer Zukunft jenseits des Grabes in sechs und sechzig achtzeilige Stanzen sehr glücklich übersetzte.

Auch der edle Fichte, erst kurze Zeit mit Held bekannt und selber noch keineswegs in sichrer

Stellung, benahm sich wie ein treuer Freund, und leistete gern was er vermochte. Fichte's treffliche Frau sah nach den Töchtern des Gefangenen, ließ sie zu sich kommen, überzeugte sich, daß sie gut gehalten wären, gab dem bekümmerten Vater von ihrer Gesundheit Nachricht. Aber auch durch geistige Mittheilung wirkte Fichte kräftigend auf Held. In einem späteren Briefe, vom 20. Oktober 1802, sagt er ihm: „Über Ihre Ansichten erlauben Sie mir nur zwei Worte. Ich für meine Person habe es — Ihre Begebenheit kann auch dazu mitgeholfen haben — zu einer so tiefen Erkenntniß der Nichtswürdigkeit des allgemeinen Treibens, und zu einer so gründlichen Verachtung desselben gebracht, daß ich es sehr bedauern würde, wenn ein Mann, den ich achte und liebe, dies Wesen länger würdigte sich damit abzugeben. Furcht bleibt niederträchtig, und diese kommt den rechten Mann wohl nie an; aber, Freund, es giebt noch einen anderen höheren Grund sich in den Unflath nicht zu mischen, außer der Furcht, von ihm befleckt zu werden; — dieser ist die Verachtung des Unflaths.“ Held hatte Fichte'n das neuste Werk von Buchholz „Gravitationsgesetz für die moralische Welt“ empfohlen; hierauf erwidert Fichte: „Buchholz's

Werk habe ich nicht gelesen, werde es auch nicht, weil ich an einem frühern dahin einschlagenden Aufsatz desselben in der Eunomia, den Vogel schon im Eie erkannt habe. Daß er sich einbildet, die Metaphysik zu schlagen, ist ihm zu verzeihen; er weiß nicht, was Metaphysik ist, und hat keinen metaphysischen Atom in seiner ganzen Wesenheit. — Mit dem Betäuben hat es gute Wege. Unser einer hat z. B. den Spinoza ausgehalten, und ihm sogar die Wege gewiesen; und ohne Schimpf und Spaß, Spinoza ist doch ganz etwas anderes, als Buchholz; ja sogar La Métrie ist etwas anderes. Buchholz vermag einiges Interesse nur bei denen zu erregen, deren Kenntniß sich nicht viel über die Deutsche Bibliothek und die Berliner Monatsschrift hinaus erstreckt." — Für Held mußte es schmerzlich sein, zwei Männer, die für ihn in sittlicher Wirkung so zusammengehörten, im Denken so aus einander zu sehen, und die Weisung in Betreff der Metaphysik traf ihn selber eigentlich mit. —

Wir haben nicht die Absicht noch die Mittel, den Prozeß in seiner juristischen Entwicklung darzulegen, oder zu beurtheilen, auch der eigentliche Stoff desselben liegt hier außerhalb unsres Zweckes, der nur ein Karakterbild aufstellen will.

Daß Held in seinen Anklagen einseitig, wild, übermäßig, und oft ohne die gehörige Unterscheidung verfahren war, mußte er selber zugeben, daß er aber aus tiefer Überzeugung und redlichem Eifer gehandelt, wurde selbst von den Richtern eingestanden. Sein Vertheidiger hielt sich lediglich an juristische Formen, das Gericht that das auch. Die Beleidigung der beiden Staatsminister war offenbar — die weit schmachvollere des Kriegsrathes von Triebenfeld ließ das Gericht unter der Angabe, derselbe habe nicht geklagt, unbeachtet —, die Verletzung der Ehrfurcht für den König wurde nachdrücklich hervorgehoben, und so konnte es nicht fehlen, daß Held unterlag. Die Kriminaldeputation des Kammergerichts erkannte für Recht, daß Held mit Amtsentsetzung und achtzehnmonatlicher Festungshaft zu bestrafen sei. Der Verleger und Drucker wurden zu geringeren Strafen verurtheilt, doch diese gleich darauf erlassen oder gemildert.

Held erklärte sogleich, daß er von diesem Urtheil erster Instanz an die zweite, nämlich an den Appellationssenat des Kammergerichts, Berufung einlege, und wiewohl er anfangs den von ihm sehr geschätzten Justizrath Uhden zum Rechtsbeistand für diese zweite Instanz erbeten hatte,

so besann er sich doch bald anders, und beschloß, nun seine Vertheidigung selbst und allein, ohne Zuziehung eines Rechtskundigen, zu führen. Diese schrieb er während der Sommermonate 1801 in der Hausvogtei mit angestrengtem Eifer, und brachte eine Arbeit zu Stande, in welcher seine ganze Gesinnung und sein tiefstes Herz athmeten, aber auch sein ganzer Zorn und Grimm austobten. Sie beginnt mit folgender Einleitung: „Indem ich mich entschließe, vor der zweiten und letzten Instanz, die im eigentlichsten Sinn über das Schicksal und die Wendung meines übrigen Lebens entscheiden wird, mich wegen der That selbst zu vertheidigen, deren Folgen jetzt mich äußerlich unglücklich machen, bin ich zweifelhaft, ob ich besser thue, lediglich mein Buch zu rechtfertigen, oder lediglich die Sentenz erster Instanz zu widerlegen, zur Sophistik der gesetzlichen Formen oder zu dem Wesen des Gegenstandes meine Zuflucht zu nehmen, noch Einmal auf die Güte der menschlichen Natur zu bauen, oder diese Hoffnung, und mit ihr fast alles, was diesem Dasein einigen Werth giebt, gänzlich fahren zu lassen? Der bloße Jurist kann mich, das fühle ich, nicht länger vertreten. Was die Gesetze in Bezug auf den vorliegenden Fall pro et contra

enthalten, ist in der ersten Instanz sattsam verhandelt. Ich kann die Quellen, die Wärme, die Übermacht meiner Überzeugungen niemandem lebendig genug mittheilen, dessen kalter Beitritt Worte wägt, und ängstlich zwischen Zuviel und Zuwenig wankend, mich mit der ihm fremden Besorgniß quält, den Kern in der Schale verworfen zu sehen. Was jetzt noch zu sagen ist, muß ich selbst sagen. Ich bin von einem souverainen schaudernden Ekel gegen den Verlaß auf Formen überfallen, seitdem ich handgreiflich belehrt bin, daß unter ihrem Schutze jede Schandthat leicht gelingt, und der beste Trieb, die einfachste Wahrheit verstoßen werden, wenn sie es vernachlässigen, mit jenem Behang sich zu kleiden. Mir genügt kein Gehülfe. Sie Alle, die ich gerufen habe, wollen nur mich aus der Noth künstlich herausmanövriren; ich *hingegen will die Sache retten*, der ich Glück, Ruhe und Freiheit aufgeopfert habe; und das begreift keiner. *Die Sache* liegt mir am Herzen, und gilt mir alles, mein eigenes Selbst ist mir minder werth. Für die Sache habe ich diesen heißen Kampf unternommen, nicht für mich; ihr will ich getreu, und mir selbst konsequent bleiben, es entstehe auch daraus was da wolle! — — Tugend ist

ihr eigener Lohn, wie ihr eigenes Gesetz, und unterscheidet von dem zusammenhangslosen Lebens-tumult der Bösewichter hauptsächlich sich dadurch, daß das über jede ihrer Handlungen herrschende Prinzip der beständige recht lebhafte Gedanken einer engverbundenen Konsequenz der jetzigen und der künftigen Welt ist. Der Tugendhafte berechnet seine Existenz astronomisch, der Schuft nach den vier Spezies. Mitten in der Anfluth der auf mich einströmenden Ideen, von einer beständigen Ohnmacht sie ordnen zu können, von der Bangigkeit des Mißlingens, von allen nur erdenklichen Schmerzen geschwächt, weiß ich daher nichts Besseres zu thun, als die letzten Reste meines Muthes aufzubieten, und den geradesten und kürzesten Weg querdurch einzuschlagen, zu bestreiten was mir entgegensteht, mir anzueignen was mich unterstützt, regellos, je nachdem beides sich mir naht.“ Nachdem er seine neuen Richter bei ihrer eignen Seelenruhe, bei ihrem Gewissen, bei dem einstigen Rückblick auf ihr Leben, ja bei den nützlichen Folgen, die aus diesem Prozeß entstehen könnten, angerufen und beschworen, nicht bloß den dürren Buchstaben der Gesetze zu lesen, sondern auch ihn zu hören und den Inhalt seiner Rede ernsthaft zu erwägen, fährt er

fort: „Unbegränzte Aufrichtigkeit, die offenherzigste Erklärung, die reinste Wahrheitsliebe, werden hier aus mir sprechen. Als der unbefangenste Sohn der Natur will ich mich hingeben, ohne alle Ziererei, grade so wie ich fühle, denke und urtheile. Ich kenne, so romantisch es auch klingen mag, nächst dem Sammeln von Einsichten für den Geist, nächst der Freundschaft für das Herz, kein weiteres Interesse am Leben, als gut und wahrhaft und für beides feurig wirksam zu sein. Leicht möglich ist es, daß das, was ich zu sagen habe, übelgeordnet, und im juristischen Sinne verworren geräth. Aber ich bin nicht im Stande es anders zu sagen. Mein Stoizismus ist nicht stark genug, um nicht dem vielen Leid zu unterliegen, das mich jetzt fast erdrückt. Die Natur vindizirt ihre Rechte. Im Gefängnisse wohnt nur der Schmerz, und dieser weiß nichts von künstlicher, am allerwenigsten von juristischer Logik. Meine Absicht ist, meinen neuen Richtern neue Data und Ansichten zu einem neuen Urtheil über die Sache, und durch die Sache auch über mich zu liefern. Ihre Pflicht ist es, das, was ich zerstreut vorbringe, unter dem Brennpunkte Ihres Scharfsinn's zu vereinigen.“ —

In diesem Sinn und Ton beharrt die mehr als zweihundert Seiten füllende Vertheidigung auf den Anklagen, welche das schwarze Buch enthält, sucht ihre einzelnen Punkte durch genaue Thatsachen zu erweisen, giebt die Orte an, wo die weiteren Belege zu finden sind. Um einen Theil seiner Angaben stärker zu erhärten, fügt er unter dem Namen „schwarzes Register" eine umständliche Aufzählung der in Südpreußen von 1795 bis 1798 verschenkten Güter hinzu, ihres vorgespiegelten und ihres wahren Werthes, der Empfänger und etwanigen späteren Besitzer. Die sehr verworrenen Materialien wurden ihm nur nach und nach unter Struensee's Addresse zugesandt und in das Gefängniß abgeliefert. Die Liste enthält zweihundert und ein und vierzig Güter, die zu viertehalb Millionen Thaler geschätzt, aber zwanzig Millionen werth und an etwa zwei und fünfzig Personen verschenkt waren. So hatte z. B. der berüchtigte Triebenfeld dafür, daß er die Schenkungen anordnen und ausführen half, selbst acht Güter geschenkt bekommen, welche im Werthe von 51,000 Thaler angegeben waren, aber bald nachher auf 700,000 abgeschätzt, und am 9. März 1801, als Held schon gefangen saß, wirklich für 750,000 verkauft

wurden! Gegen unbedeutende Irrungen in den Angaben des schwarzen Registers ist späterhin Einspruch geschehen, gegen die Richtigkeit im Ganzen niemals. Held, auf die Thatsachen, die er anführte, gestützt, behauptete nun mit Eifer, nicht nur müsse er selbst freigesprochen werden, sondern vielmehr seine Gegner hätten Amtsentsetzung und Festungsstrafe verdient, und fügte die betreffenden Gesetzesstellen bei. Er fragte, was er denn in seiner Schrift ausstreichen könne, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten? Daß auch Minister Übelthäter sein könnten, glaubte er durch nahe Beispiele zu beweisen, Friedrich der Große habe den Minister von Gören als einen überführten Betrüger auf die Festung geschickt, der regirende König den Minister von Wöllner als einen schlechten Menschen aus dem Dienst gestoßen; er meinte, wenn er nicht falsch angeklagt habe, wenn man ihn in der Sache nicht widerlegen könne, so müsse ja König und Staat ihm danken, den Anlaß gegeben zu haben, daß wieder solche Gerechtigkeit geübt würde. „Ich werfe, sagt er weiterhin, das Hauptgewicht meiner Entschuldigung auf den König selbst. Ihm, der der Herr seiner Minister ist, schiebe ich, trotz der weiten Kluft, die im Gefängnisse mich vom Throne

trennt, mit der menschlichsten Freimüthigkeit die Frage in sein Gewissen: Ob ich wirklich Unrecht, und jene Minister, insonderheit aber den Hoym, anders beurtheilt habe, als der König selbst ihn beurtheilt? Ich könnte, wäre ich in Ansehung redlicher Männer, die mir ihr Zutrauen schenken, indem sie auf meine Ehre und Verschwiegenheit rechnen, nicht ein ganz Anderer, als gegen zweideutige Karaktere, ipsissima verba des Monarchen über diesen Gegenstand anführen, die sein eigner Unwille ihm schon sehr oft wider den Hoym entrissen hat. O der König hat darin völlig Recht! Und doch werde ich — gewiß ein unerklärbares Phänomen — weil ich das nämliche sage, als ein Ruhestörer und Pasquillant behandelt. Nein, das geht nicht!" — Dem Vortheil, hohe Staatsbeamte als Zeugen anzurufen, entsagte Held wirklich, und so schonungslos er die Gegner angriff, so wenig verrieth er diejenigen, welche ihm vertraut hatten. Diese Zartheit allein vermochte ihn auch zu der einzigen Lüge, die er sich im Laufe des ganzen Prozesses erlaubte, nämlich bedrängt und befragt, durch wen er zu den Akten gelangt sei, auf die sein Buch sich gründe, nannte er, um den lebenden Mittheiler nicht unglücklich zu machen, einen zu Posen verstorbenen

Kriegsrath Wasserschleben, und auch hiezu entschloß er sich nur, weil er fürchtete, wenn er keinen nenne, möchte man von selbst auf den Rechten kommen.

Held schloß und unterzeichnete seine Denkschrift am 2. Juli 1801. Den Lesern wird längst klar sein, daß diese Vertheidigung zu keinem glücklichen Ziele führen konnte. Die Erörterung aller Thatsachen, welche Held aufthürmte, und welche seine Schrift tragen sollten, half ihm vor den Richtern, welche schlechterdings nur diese beurtheilten, so wenig als die beredte Darlegung seiner Triebfedern, und die Anführung von Fichte's Naturrecht, von Stellen aus Lessing oder Rousseau. Seine Vertheidigung hatte die Richter nicht gewonnen, der Haß der Feinde dagegen wurde nur neu entflammt.

Während er nun in Einsamkeit und Langweile den zweiten Spruch abwartete, suchte Held von so angestrengter ärgervollen Arbeit sich durch eine andere von freiem und heitrem Bezuge zu erholen. Für Preußen stand in Folge des Friedens von Basel ansehnlicher Länderzuwachs in Aussicht, doch ehe dieser Statt fand, traten Verwicklungen mit England ein, von so besondrer Art, daß die Besetzung Hannovers durch

preußische Truppen ebensowohl drohend als schüz-
zend erscheinen konnte. Durch diesen Vorgang
aufgeregt, und in seiner persönlichen Gefahr noch
immer leidenschaftlich mit dem Vaterlande be-
schäftigt, schrieb Held in etwa zwei oder drei
Wochen eine Schrift „Über Preußens Vergröße-
rung im Westen, von Innozenz,“ worin er die
äußere Gestaltung des Staates besprach, und aus
vielfachen Gründen darlegte, wie derselbe seine
Vervollständigung hauptsächlich in jener Richtung
suchen müsse. Hiebei hielt er den früheren Ge-
danken fest, daß Preußen mit Frankreich verbün-
det am sichersten und erfolgreichsten seine politi-
schen Aufgaben verfolgen werde. Anfangs dachte
er die Handschrift an Schulenburg einzusenden,
dem die Verhältnisse in Betreff Hannovers über-
tragen waren; doch kam er von dieser Absicht
bald zurück, und ein Zufall gab der Handschrift
eine andre Richtung. Ein Student Britt aus
Brandenburg, der auf der Universität von Held
unterstützt wurde, kam von Halle zu Fuß nach
Berlin, um ihn im Gefängnisse zu besuchen.
Durch diese Theilnahme und Anhänglichkeit tief
gerührt, und ohne Mittel dem guten Menschen
die Reisekosten anders zu vergüten, schenkte ihm
Held die Handschrift, und wies ihn an den Buch-

händler Füchsel in Zerbst, der ihm auch dreißig Thaler dafür gab. Der Autor hatte sich zwar nicht genannt, verläugnete aber seine Arbeit nicht, und da es auch hier an scharfen Zügen und beissenden Ausdrücken nicht fehlte, so erklärte Beyme die Erscheinung der Schrift eine Frechheit und den Verfasser einen unverbesserlichen Rumorgeist, Warsing ließ ihm alle Schreibmaterialien wegnehmen und die Schrift überall polizeilich unterdrücken.

Inzwischen wurde in der Mitte des Septembers 1801 das zweite Urtheil gefällt; die Sitzung dauerte bis 4 Uhr und dann entschied auch nur die Mehrheit von Einer Stimme die Bestätigung des ersten Spruches, gegen den Antrag, ihm die überstandene Haft als Strafe anzurechnen. Nun erstattete der Justizminister von Arnim dem Könige Bericht, und sprach darin günstig für Held, allein dies blieb ohne Wirkung, der König bestätigte das Urtheil, und die Strafe wurde noch durch den Umstand, daß Held die Haft nicht, wie zuerst bestimmt war, in Spandau, sondern in Kolberg erleiden sollte, für ihn sehr geschärft. Diese Abänderung hatte den Zweck, ihn von allem litterarischen Verkehr zu trennen. Da Held des Dienstes entsetzt war, und folglich sein Gehalt

aufhörte, er aber außerdem nichts besaß, so ließ der König ihm auf Struensee's Fürsprache zum Unterhalt auf der Festung aus Gnaden monatlich sechs Thaler anweisen. Nothardt lieh dem Freunde fünfhundert Thaler, von denen dieser die im Gefängnisse gemachten Schulden bezahlte und den Überschuß mitnahm. Seine Prozeßakten wurden in der Hausvogtei versiegelt und beiseite gelegt, ihm selbst aber unter der Hand schärfstens angedeutet, falls er versuchte, dieselben zu veröffentlichen, er zeitlebens sitzen müsse. Held hatte keinen solchen Gedanken, denn der an seine hülflosen Kinder, die er mit Zärtlichkeit liebte, machte ihm zur Pflicht, seine Gefangenschaft nicht willkürlich zu verlängern. Nach Brandenburg zu reisen, und sein zerrüttetes Hauswesen zu ordnen, wurde ihm nicht erlaubt, dagegen verstattet, in Berlin die nothwendigen Geschäftsgänge zu machen. Als er zuerst wieder ausging, wurden ihm die Füße wund, sie waren im Gefängnisse so fein geworden; dasselbe hatte auch dem nur Siebenunddreißigjährigen die Haare des Scheitels genommen und die übrigen gebleicht. Die Straßen kamen ihm ungeheuer weit und alle Gegenstände wie Traumbilder vor.

Einige Tage vor seiner Abführung nach Kolberg

ließ ihn Schulenburg zu sich bescheiden, um mit dem sonderbaren Manne, dem er doch immer etwas günstig war, und dessen Angriff gegen Hoym er im Stillen gern gesehen, freundlich zu sprechen. Der Minister der Finanzen war auch General, und liebte dies zu zeigen, obschon ihm der Kriegsdienst eigentlich fremd war. „Im Vorzimmer, berichtet Held, lag ein blauer Mantel, auf dem der gestickte Stern des schwarzen Adlerordens sich präsentirte und absichtlich herausgekehrt schien; er selbst, in seinem Kabinette, trug einen Kürassierrock, und große Reuterstiefeln mit klirrenden Sporen und handbreiten Sporenledern; auf einem Tische lag ein befiederter Generalshut.“ Dieses Gepränge machte auf Held einen üblen Eindruck, der auch durch die Unterredung nicht gebessert wurde. Doch war Schulenburg äußerst gütig und gestand offen, Held's Schicksal gehe ihm nahe, er sei in der Sache nicht um seine Meinung befragt worden, sonst würde er der Dämpfung der ihm unähnlichen, bloß unnützen Schreier wegen, ihm nur eine kurze halbjährige Festungshaft zuerkannt und dem Könige den Rath gegeben haben, ihn alsdann an seinen rechten Platz zu stellen, denn überhand nehmen dürften solche Erzesse nicht; die Sache sei aber

bloß im Rechtswege geblieben, aufdringen habe er sich dem Könige nicht gewollt, weil er mit Hoym in Disharmonie stehe, und es alsdann hätte scheinen können, als spreche er aus bloßer Antipathie wider Hoym. Er sagte darauf: „Eigenmächtige Privatversuche, Staatsbetrügereien zu rügen, wie damals mit dem auf der Post weggenommenen Manuskript und hinterher mit dem schwarzen Buche, die Sie sich in den Kopf gesetzt haben, können nicht gelingen, wenn die Regierung einmal den Beschluß gefaßt, davon keine Notiz zu nehmen. Die Welt ist nicht, wie die Herren Philosophen meinen, eine Welt der Theorieen und Grundsätze, sondern eine Welt der Verhältnisse.“ Als bei diesem Anlasse Held sich über das Eröffnen und Wegnehmen der Briefe auf dem Postamte beschwerte, erwiederte Schulenburg, das sei nichts Unrechtes, da es seitens der Obrigkeit immer nur in guter Absicht geschehe; da habe er einen Schweizer in Spandau sitzen, der ein gefährliches Projekt gegen den Staat im Schilde geführt, wie hätte man dahinter kommen können, als durch Eröffnung seiner Korrespondenz? dagegen habe er den Verdacht gegen Held, als habe derselbe Hang zu Meutereien, gänzlich fallen lassen, nachdem er mehrere

insgeheim eröffnete Briefe desselben gelesen, und er gebe ihm nun sein Wort, daß ihm ferner keine Briefe mehr erbrochen werden sollten. Er fragte endlich: „Nicht wahr, Ihre Absicht ist gewesen, es dahin zu bringen, daß der Graf Hoym abgesetzt würde?“ — Held erwiederte: „Ja, wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich es gern bewirkt, weil ich überzeugt bin, daß dieser Mann dem Staat und der Provinz Schlesien schadet.“ — Da rief Schulenburg lachend: „Wie konnten Sie doch so etwas unternehmen und auszuführen hoffen, was ich nicht kann? Das hängt alles an persönlichen Verhältnissen, wovon Sie nichts wissen. Nun, reisen Sie nur nach Kolberg, und haben Sie Geduld; es kann sich noch manches ändern, und wenn Sie einmal etwas zu suchen haben, so wenden Sie sich an mich.“

Ernster und herzlicher nahm der Minister von Struensee von Held Abschied. Offen und feurig legte dieser dem alten Freunde die Antriebe vor, die ihn zu dem Schritte bewogen, der ihn jetzt auf die Festung führe; er berief sich auf die edlen und reinen Absichten, die ihn beseelt, auf die gerechte Erwartung, daß ihm von oben nur Beifall und Dank dafür werden könne, auf sein vorwurfsloses Bewußtsein, das ihn freispreche, wo

die Welt ihn verurtheile, und mit dem er auch jetzt lieber in den Kerker wandere, als ohne dasselbe die Macht, den Glanz und die Üppigkeit seiner elenden Gegner zu theilen. „Da küßte mich Struensee, — erzählt Held, — was er sonst nie zu thun pflegte, die Zeichen wehmüthigen Mitleids glänzten in seinen Augen, und er sagte zu mir: „Sie erinnern mich an meinen Bruder, der übereilte auch alles grade so wie Sie, und erwog die Hindernisse nicht genug, denn was das eigentlich Wesentliche anbelangte, so" — — das Weitere wird nicht berichtet. Struensee hielt ihm darauf eine ausführliche Vorlesung über den Zustand der Welt, über die Stellung der Gebieter, welche überall, freilich aus eigener Schuld, weit weniger mächtig seien, als man im gemeinen Leben dafür halte; sie scheuten sich die Verbrechen derer, welchen sie ihre Macht und ihr Ansehen geliehen, aufzudecken und zu strafen, weil sie dadurch die Achtung vor aller Obrigkeit zu schwächen fürchteten, — wiewohl das Gegentheil dies noch schneller zu bewirken pflege. „Er demonstrirte es mir an den Fingern, — so berichtet Held weiter —, warum die Obrigkeit, in der Aufrechthaltung ihrer Stellung obenan in der Sozietät, sich erleichtert finde, wenn sie von den

boshaften Streichen der das Wesen der Gesetze verhöhnenden Bösewichter, so lange sie die Formen geschickt beobachten, keine Notiz nimmt, und die rechtschaffenste That des tugendhaftesten Mannes, die gegen die Formen anstößt, als ein Verbrechen ahndet. Er sagte unter vier Augen geradehin, daß, so weit er sehe, die Welt nur von einem minimum sapientiae und von persönlichen Rücksichten, keinesweges aber nach reinen, konsequenten Grundsätzen regiert werde; daß die Macht alles, die Vernunft wenig oder nichts sei; endlich, daß die Menschen insgesammt, ohne Ausnahme, mit ihren Tugenden und Lastern, ihren Sympathieen und Antipathieen, mehr noch unter der Herrschaft des Geldes, als selbst des Hungers und der Wollust ständen."

Ehe Held nach Kolberg abging, hatte er wieder so viel Fassung, Kraft und Laune, dem Schließer in der Hausvogtei, dem alten Husaren Bock, ein Abschiedsgedicht zu widmen. Er rühmt des wackern Mannes herzliche Gutmüthigkeit, Theilnahme und Schonung, wie er den Gefangenen aus Mitleid Nahrung und Labemittel, die sie nicht bezahlen konnten, dennoch zubrachte, die Strafen ungern vollzog, und auch gegen wirkliche Verbrecher sich nie verhärtete. Für Held scheint

er besondere Zuneigung gehabt und an dessen Schuld nicht geglaubt zu haben. Der Dichter sagt ihm gerührt:

„Viele, die auf fernen Jugendfluren
Einst mit mir der Freundschaft Bund beschwuren,
Wohnen nah — jetzt kannten sie mich nicht.
O! da habe ich in trüben Stunden
Oft den letzten Rest von Trost gefunden
Nur in Deinem redlichen Gesicht."

„Selbst Dich schien es täglich zu betrüben,
Mußtest Du die schweren Riegel schieben,
Und verschließen auswärts meine Thür:
Ja, bei Deiner eignen reinen Ehre
Schwurst Du, daß ich kein Verbrecher wäre.
Ehren, lieben muß ich Dich dafür."

Doch auch dieser Rührung wird beißende Schärfe zugemischt, und es heißt:

„Wenn doch Manche, die in stolzen Wagen
Bei der Hausvogtei vorüber jagen,
Träfe Deines Ochsenziemers Hieb!
Nur die Kleinen, die sich fangen lassen,
Sitzen hier. Die Großen draußen prassen,
Gleich dem reichen Mann, wie Lukas schrieb."

Wer es mit dieser Poesie zu genau nehmen möchte, dem sind des Ovidius Worte zuzurufen: sie sei nicht besser als das Geschick des Dichters selbst! —

Nach beinah acht Monaten Aufenthalts in der Hausvogtei, verließ Held Berlin früh am 19. Oktober 1801 in Begleitung eines Landreiters, für den er Post und Zehrung mitbezahlte. Als er beim Schlosse vorbeikam, rief er aus: „Nun, Schicksal, du wirst richten, ich appellire an dich!“ Es war ein trüber Tag, regnigt und kalt; doch freute sich Held der frischen Luft. In Bernau fiel ihm ein, daß die Hussiten vor Bernau ein theatralischer Stoff wären, und dachte sich die Anordnung der Szenen aus, empfand aber bald Langeweile dabei, und ließ die Sache fahren. In Stettin sah er flüchtig ein paar Freunde, unter denen Heydebreck war. Eine Meile vor Kolberg hörte er zuerst das Meer rauschen, er nahm die neuen Eindrücke frisch und lebendig auf, wie ein neugieriger Reisender. Dies milderte seinen Unmuth, seinen Trübsinn. Er selbst erzählte späterhin von diesem Aufenthalt auf der Festung: „In Kolberg habe ich ganz allein das aus einem einzigen kleinen rothen Häuschen bestehende Staatsgefängniß auf dem Stein- oder Lauenburger Thore bewohnt, wo in der letzten französischen Belagerung Gneisenau wohnte. Es hatte damals keine Dielen, aber einen guten Ofen, und die Aussicht auf das Meer. Hier sah ich bald nach meiner Ankunft,

im November, sieben in einem außerordentlichen dreitägigen Sturme gescheiterte Schiffe am Strande liegen, wovon eins „die Freundschaft“, das andre „Constantia“ hieß. Anfangs war ich eingeschlossen und hatte eine Schildwache vor der Thür. Aber die Schildwache schmälerte das Einkommen der Hauptleute, und wurde darum bald weggenommen.“ Überhaupt erhielt er in kurzem mehr Freiheit, durfte spaziren gehen, und sich im Meere baden, welches er wohl dreihundertmal that. Auch der Briefwechsel wurde ihm freigegeben. Im Sommer freute ihn die frische gesunde Luft auf dem Walle, das dunkelgrüne Gras, auf das er aus seiner Thüre trat. „Ich kann also, fährt er in jener Erzählung fort, über keinen düstern Kerker, dumpfige Luft, Schlösser und Riegel klagen. Nil adeo fortuna gravis miserabile fecit, Ut minuant nulla gaudia parte malum. Nur die häusliche Mazeration ist das Schlimmste, und damit eben wollen, unter der Maske der Humanität und der Nachsicht im Rechte, die Thoren einen mürbe machen!“ In der That war er zu den größten Entbehrungen genöthigt, sein Frühstück bestand in Wasser, sein Mahl war mehr als kärglich; Sachen des nothwendigsten Bedarfes anzuschaffen, reichte das Geld nicht aus.

Er wußte dabei seine Töchter in Berlin gleicherweise bedrängt, von dem guten Willen fremder Menschen, bei denen sie in Pension waren, abhängig. Daß er von seinen zahlreichen Freunden so wenig hörte, war seinem Gemüthe bitter, für das er außer einem Besuche Heydebreck's und einem antheilvollen Briefe Struensee's keine Erquickung hatte. Struensee gab ihm unter dem 24. Juli 1802 aus Berlin den vertraulichen Rath, unmittelbar an den König zu schreiben, daß er fernerhin nur mit den Pflichten seines Amtes sich beschäftigen wolle, und meinte, der König werde ihn dann wieder anstellen. Struensee wünschte aber acht Tage vorher von dieser Eingabe benachrichtigt zu werden, und versprach, alles was in seinen Kräften stünde dazu beizutragen, daß die Entscheidung günstig ausfiele. Er fügte hinzu: „Und wenn Sie gleich von dem Ruhme eines Verbesserers des preußischen Staats abstrahiren, so werden Sie sich doch um eben diesen Staat ein wahres Verdienst, und den Dank von allen Ihren Mitarbeitern erwerben.“

Sein Geist aber konnte nicht unthätig bleiben. Er unternahm, den Umständen gemäß, eine würdige Arbeit, die Geschichte der Stadt Kolberg und insbesondre der von ihr überstandenen Bela-

gerungen. Wir hoffen diesen Beitrag eines auch im Gefängnisse dem Vaterlande heißergebnen Mannes den Geschichtsfreunden nicht verloren. Auch verfaßte er mancherlei Aufsätze, die zum Theil in Zeitschriften Aufnahme fanden. Den Briefwechsel mußte er schon der Kosten wegen sehr beschränken. Die Geselligkeit in Kolberg konnte ihn unmöglich reizen, er fand die sogenannten Honoratioren abgeschmackt; dagegen freute er sich der Bekanntschaft des Schiffers Nettelbeck, und zweier Soldaten, die sich oft zu gleicher Zeit in seinem Gefängnisse zusammen trafen, und von denen der eine aus Island, der andre vom Vorgebirge der guten Hoffnung in preußischen Dienst gerathen war. An Gedichten ließ er es auch hier nicht fehlen, er besang das Meer, die ihm noch gebliebenen Freunde, den Tod seines Freundes Fülleborn, er übersetzte manches aus dem Französischen. Der Besuch eines Geheimsekretairs Ravache aus Berlin, damals berühmt und gefürchtet wegen seiner Karikaturen, reizte ihn zu einem Spottliede, welches in der Weise von Goethe's „Kennst du das Land" die Schattenseiten von Hinterpommern und Kolberg so derb aussprach, daß die ganze Stadt darüber in Bewegung gerieth; die Dummen tobten, aber die

Klügern lachten, und Offiziere und Bürger bekamen Ehrerbietung vor dem Manne, der so Treffendes zu sagen wußte.

Nach Ablauf seiner Strafzeit wurde Held freigelassen; er dichtete noch Abschiedslieder an das Meer und an Kolberg — diesmal ohne Spott — und kam im Sommer 1803 nach Berlin zurück. Der König hatte verfügt, er solle ein Wartegeld von fünfhundert Thalern beziehen, dafür von Struensee beschäftigt, und wenn er sich ein Jahr hindurch ruhig verhalten habe, auch wieder angestellt werden. Sein früherer Titel Ober-Zoll- und Akzise-Rath verblieb ihm unbestritten, nur der Kürze wegen wurde dafür außeramtlich öfters Kriegsrath gebraucht. Daß Held sich ruhig verhielt, war wohl zu erwarten, alle Hülfsmittel fehlten ihm, den früheren Gang fortzusetzen, auch hatte er für seine Kinder zu sorgen, seine Gläubiger zu befriedigen, an schriftstellerischen Erwerb zu denken, der seinen Umständen etwas aufhelfen sollte, doch nur wenig einbrachte, da er seine meisten Aufsätze ohne Honorar weggab. Überdies genoß er die große Genugthuung, daß der König die gegen Zerboni wegen Veröffentlichung seiner Akten gerichtlich ausgesprochene Strafe einjähriger Festungshaft

in Graudenz völlig niedergeschlagen hatte; Held's Wagniß und Leiden waren also dem Freunde zu gute gekommen, hatten das neue Unheil von ihm abgeleitet, ihn wahrhaft gerettet. Daß Zerboni jetzt nichts von sich hören ließ, während es ihm doch in jedem Betracht wohl erging, schmerzte zwar Held, aber in seiner Freundschaft wankte er deßhalb nicht, und ließ keine Klage laut werden. Zu seinen Trübsalen kamen im Herbst auch heftige und langwierige Leiden von dem Hufschlag eines Pferdes, der ihn auf der Straße traf und beinahe getödtet hätte.

Nach seiner Genesung wandte er sich mit Eifer den Geschäften wieder zu, denn er bekam nun ehrenvolle Arbeiten, und ein Zimmer dazu im Struensee'schen Hause; der Minister hielt die gewöhnlichen Geschäftsleistungen zu gering für ihn, und trug ihm höhere auf, die seinen Fähigkeiten gemäßer waren, und dabei nicht sehr seine Zeit in Anspruch nahmen. Held benutzte die ihm bleibende Muße, um sein Wissen zu vermehren, er hörte Vorlesungen über die Astronomie bei Bode, über Physiologie bei Mayer, denn für die Naturwissenschaften fühlte er stets die größte Neigung.

Das Jahr 1804 begann für Held unter guten

Zeichen. Struensee hatte ihm beim General-Akzise- und Zolldepartement eine Anstellung von bedeutender Wirksamkeit zugedacht, und als diese grade deßhalb Schwierigkeiten fand, wollte er ihn beim Salzwesen vortheilhaft anbringen. Ein alter Geheimerrath dieser Behörde wirkte entgegen und verursachte Verzögerung, aus der sich Held nicht viel machte, denn in der Nähe Struensee's und häufig sein Gast, durch rückhaltlose Gespräche mehr und mehr in das Innre der Verwaltung eingeweiht, erschrack Held über den Abgrund, in den er blickte, er sah, wie das ganze politische und finanzielle Treiben dem Scheitern zueilte, und daß nirgends Idee noch Kraft waltete. Held arbeitete unter andern eine Handels- und Gewerbs-Übersicht des preußischen Staates aus; Struensee, der die Schrift sehr lobte, wollte sie jedoch nicht zum Vortrage bringen, weil daraus, wie er meinte, nur Gezänk unter den Räthen, und nichts Gutes für die Sache noch für Held entstehen würde, zu Reformen sei noch nicht die rechte Zeit, und Held's Namen einmal nicht beliebt. Die Nutzlosigkeit solcher Arbeiten verleidete ihm weitere Anstrengungen: „Ich war faul geworden, sagt er selbst, und gab mir um nichts mehr Mühe.“

Wie sehr er eines guten Amtes und Diensteinkommens bedurfte, wie nöthig es war seine Ansprüche geltend zu machen, konnte er ganz vergessen, wenn die Lage des Staates und die Zukunft des Vaterlandes ihm vor die Seele traten. Von öffentlichen Anlässen war sein Herz stets erregt; den empfindsamen fehlte seine Dichtung nie, den herben nicht seine Geißelrede. Die Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, Braut des Prinzen Wilhelm von Preußen, welche am 10. Januar 1804 in Berlin ankam, begrüßten zwei Lieder von ihm, eines im Namen der Bürgerschaft, das andre in dem der Schützengilde; die Leute hatten in solchen Dingen ein besonderes Vertrauen zu ihm. So feierte er auch Schiller's Besuch in Berlin durch ein feuriges Gedicht. Dagegen war er voll Ingrimm gegen Bonaparte, dessen Aufsteigen ihm für Frankreich und Deutschland verderblich erschien, und den er nun eben so haßte, wie er ihn früher geliebt und bewundert hatte. Zwei flammensprühende Schriften gab er wider ihn im Sommer 1804 in Druck, anonym wegen der preußischen Behörden, aber bald wußte jedermann den Verfasser. Eine dieser Schriften, „Sendschreiben an Bonaparte“ fing gleich so an: „Nein, Bonaparte!

dich zu lieben ist ferner nicht mehr möglich. Du machst es zu arg. Du thust gerade das Gegentheil von dem, wessen die Moral, die Tugend und Vernunft sich zu dir versahen. Viele Tausende in Deutschland, die enthusiastisch an dir hingen, deren Idol du mehrere Jahre hindurch warst, können nicht anders, sie müssen nunmehr auf die entgegengesetzte Seite treten, und eingestehn, daß du nicht einmal ein außerordentlicher Mann, sondern ein ganz gemeiner Heuchler, ein platter Narr, Summa Summarum ein Bösewicht geworden bist. — — Mögen Erfolge dem großen Haufen imponiren, du — deine künftigen Erfolge seien noch welche und wie scheinbar groß sie wollen — wirst die Meinung der edleren Menschen niemals wieder gewinnen." Er sagt ihm, sein selbstsüchtiger Karakter werde ihn „an einen wilden öden Strand" treiben, wo kein freundliches liebendes Auge gern verweilt, und wo die Wellen der Zeit von seinem einst guten Rufe nichts übrig lassen werden, als den Wrack der Hoffnungen, mit welchen die Welt anfänglich seiner Erscheinung jauchzend entgegengesehen. Zuletzt sagt er zu den deutschen Fürsten: „Ihr lieben Fürsten Deutschlands! konfiszirt diese Schrift nicht! Der Verdacht, daß ihr auf dem Wege

seid, bloße Reichsgroßoffiziere oder Präfekten von Bonaparte zu werden, steigt bei uns sonst immer höher. Lieber konfiszirt die Schriften der Thoren, die sein Sprudeln und Dräuen für die Kraft eines zweiten Karls des Großen ausgeben."

Held hatte das Sendschreiben unter andern auch dem Verfasser der damals erschienenen Schmähschrift „Wider die Juden", dem durch diese und andre Herbheiten berühmten Justizkommissarius Grattenauer mit einem Briefe zugeschickt, in welchem er nach seiner Weise nicht lassen konnte, dem Empfänger die schärfsten und empfindlichsten Wahrheiten zu sagen. Diese Weise jedoch war auch Grattenauer's, in diesem Punkte stimmten die sonst allerverschiedensten Sinnesarten beider Männer überein. Es wird ergötzlich sein, den völligen Gegensatz Held's in dessen eigner Art sich auszusprechen zu hören; hier ist das Hauptsächliche aus Grattenauer's Antwort! „Mit unendlichem Vergnügen — schreibt er — habe ich Ihren Brief gelesen! Weit entfernt, nur eine Minute auf Sie böse zu sein, habe ich Sie vielmehr lieber als je. Daß Sie in jedem Worte Recht haben, ist wahr, aber eben so wahr ist's, daß ich nur eben dadurch glücklich bin,

daß Ihre Schilderung in jedem Jota richtig ist. Nichts halte ich für lächerlicher, abgeschmackter, verrückter und unsinniger, als sich mit einer einzigen unbehaglichen Minute, mit einer einzigen unbequemen Sekunde, mit Einem Worte: mit einer einzigen Entsagung die Unsterblichkeit der Ehre und die Heiligkeit eines Frommen zu erkaufen. Ich habe nicht bloß ein Sopha, sondern auch fünf und zwanzig Stahlfedern darin, und gestern erst einen Fleck entdeckt, wo nicht Elastizität genug ist, und morgen noch fünf neue Stahlfedern eingesetzt werden sollen. Ich lebe bloß um zu genießen, und lache über jeden, der sich irgend einem andern Zweck, als dem des Genusses aufzuopfern nur einen Augenblick sich einfallen läßt. Sobald ich einmal ein Possenspiel schreibe, sollen die Männer, welche auf dreibeinigen Schemeln Grütze fressen und schwarze Bücher gegen Minister und Kaiser schreiben, zuverlässig auf's Theater gebracht werden. Auch wird der Kammergerichtsräthe Erwähnung geschehen, die mit solchen Prinzipien einverstanden sind; so wie sich diese Herren überhaupt vor mir sehr in Acht nehmen mögen, da sie die Einzigen sind, denen ich es zu seiner Zeit wohl einmal recht fühlbar machen werde, daß ich meine Bequem-

lichkeit auch noch zu überwinden, und mich von meinem Sopha zu erheben im Stande bin, wenn es darauf ankommt, eine ernsthafte Rache zu nehmen. — Wenn wir uns noch einmal in der Welt sprechen, lieber Held, so bin ich überzeugt, daß Sie sich, alles Ekels, aller Abneigung und alles Schimpfs ungeachtet, den mir Ihr Brief anzuthun die Ehre erzeigt, ganz zuverlässig ein paar Stunden angenehm unterhalten werden. An Massow begehen Sie ein unverantwortliches Unrecht. Er ist ein braver, durchaus rechtlicher und ächt humaner Mann, dem ich, so lange ich lebe, mit der lebhaftesten Dankbarkeit ergeben bleiben werde. — Über nichts habe ich unbändiger gelacht, als daß Sie ein Manuskript schreiben, das erst nach Ihrem Tode gedruckt werden soll. Das ist eine vollendete Tollheit, wofür mich Gott bewahren wird. Wenn ich das Honorarium nicht noch in dieser Zeitlichkeit mit Bequemlichkeit und Üppigkeit verzehren kann, so hole der Teufel alles Schreiben. — Cosmar'n (Verfasser einer Schrift „Für die Juden") thun Sie Unrecht. Er ist wirklich ein so honetter und rechtlicher Mann, als ein Justizkommissarius in der ganzen Monarchie ist und sein kann. Deßhalb soll

und muß er von Rechts wegen konservirt werden. Er ist mein Feind — aber Gerechtigkeit jedem! — Daß wir auf's allerbestimmteste über unsere Tendenzen und Ansichten der Welt im Widerspruche stehen, — darüber haben Sie so wenig als ich nur einen Augenblick in Ungewißheit sein können. Ein Mensch, der sich vergeblich wie Sie — bloß deßhalb aufopfert, weil er den Martyrertod sterben will — ist über und unter meinem Verstande. Ich habe bei allem was ich thue nur Einen Zweck, den der angenehmsten Existenz; wo dieser mit irgend einer Sache kollidirt, gebe ich die letztere allemal auf. Ich selbst bin mir alles; Sie aber sind sich absolut nichts. Sie opfern der Idee alles auf, ich nicht das Allergeringste. Was Ihnen das Höchste ist, hat für mich nur relativen Werth, und was ich absolut schätze, verachten Sie. — Was ich aber an Ihnen verabscheue, und was jeder wirklich denkende Kopf höchst verächtlich finden muß, ist der Umstand, daß in Ihnen der willkürlichste, frivolste Tyrann steckt, den es geben kann; mit Inbrunst muß jeder gutdenkende liebende Mensch Gott bitten, daß er Sie lieber in Ketten schlagen, als zu einem Manne werden läßt, der irgend etwas zu regiren hat, weil

Sie ganz zuverlässig viel lächerlichere, abgeschmacktere und schädlichere Streiche machen würden, als Bonaparte der Korse! — Es war hier schon seit acht Tagen bekannt, daß Sie Verfasser des Sendschreibens sind. Nicht für zehntausend Thaler möchte ich eine Zeile darin geschrieben haben, und jeder Jurist muß Ihnen sagen, daß es nach Form und Inhalt ein Pasquill ist. — Ich wünsche herzlich, daß diese Piece nicht die allerunglücklichsten Folgen für Sie haben möge. — Leben Sie wohl. Wer nicht mit seiner Intelligenz die Welt des Idealen erfassen kann, ohne die wirkliche Welt mit Füßen zu treten, der thut besser, nach jener nie zu greifen! Grattenauer. Breslau, den 17. August 1804." Wir sehen leicht, daß Grattenauer sich selbst zum Theil verläumdet, aber auch nach Abzug der Verläumdung bleibt in seinem Bekenntnisse doch so viel Verkehrtes und Lästerliches, daß man über die Naivetät erstaunen muß, mit der sich der wunderliche Kauz darüber ausspricht. —

Die zweite Schrift, „Patriotenspiegel für die Deutschen", war in demselben Geiste verfaßt. Sie sah Preußen in seinen Grundfesten bedroht, „aber noch Rettung möglich, wenn nur schleunigst preußischerseits die elende deutsche Reichs-

verfassung kassirt und ganz Norddeutschland bis an den Rhein und Main, ohne weitere Komplimente und ohne sich an Schulmoral und sogenannte Rechtsbegriffe zu kehren, der preußischen Krone unterworfen würden." Der Autor meinte, gewissen Leuten um so verständlicher zu werden, und ihnen seine Vorschläge begreiflicher zu machen, je mehr er gegen Napoleon loszöge; „Daher, — sagte er später, — der viele Hauptwachenwitz, den ich anbrachte und dessen Unanständigkeit ich selbst recht gut fühlte, aber doch der Sergeanten-Intelligenz jener Leute für angemessen hielt." Späterhin sagte er über denselben Gegenstand: „Die Schulmoral und das Landrecht haben bei Staatenvergrößerungen nicht das Mindeste mitzusprechen. Der Fürst, der die Vorschriften jener zu seiner Norm in der Politik erwählt, muß auf alles Mitwirken in der großen, politischen Welt verzichten; ihm wird, von Gottes, Schicksals und Natur wegen, genommen, eben deßhalb, weil er nicht nimmt; er wird von fremden Ideen umsponnen, weil er keine eigne Ideen hat, ausspinnt und geltend macht. Eroberte denn die Justiz oder der Degen Schlesien?" — Solch kriegerisch erobernder Eifer, den er aus höherer Geschichtsansicht als vollkommen

berechtigt erweisen wollte, war in Held ein vaterländisches Erbtheil altpreußischen, durch Friedrich's des Großen Ruhm genährten und allgemein verbreiteten Sinnes, der bis in die neuesten Zeiten noch immer die jungen Gemüther entflammt, und sie auf dem Gebiete der Litteratur die Kühnheiten üben und die Gefahren suchen heißt, welche das verschlossene Kriegsfeld nicht gewähren kann.

Trotz aller Hindernisse war Held's Anstellung beim Salzwesen durch Struensee so gut wie entschieden, als dieser am 17. Oktober 1804 starb. Mit diesem Tode fielen alle Hoffnungen Held's danieder. Der Nachfolger Struensee's war der Freiherr vom Stein, der für Held keinen guten Willen hatte, an seine Beförderung nicht dachte, im Gegentheil ihm einige Vortheile sogar entzog. Aber Held vergaß abermals was ihn selbst betraf, und lebte nur im Schmerz über den Gönner, den Freund, den er verloren. Wenn er den Verlust, den der Staat erlitt, weniger beachtete, so war dies nur darum, weil Struensee längst aufgegeben hatte, nach eignem Geist und mit voller Kraft zu wirken. Wie er aber gewesen, als Mensch, als Staatsmann, was er geleistet hatte und hätte leisten können, das wollte Held treu darlegen, diese Pflicht der Liebe und

Dankbarkeit zu erfüllen, war ihm nun die wichtigste Angelegenheit. Zwei andre Todesfälle trafen ihn zu derselben Zeit; sein Freund Rothardt starb, als er eben zum Kammerdirektor in Kalisch ernannt worden war, und seine Tochter Aurora, die er unaussprechlich liebte, sank in der Blüthe des Lebens dahin. Dieser vereinte Schmerz fand seinen Ausdruck in dem Bilde, das er von Struensee entwarf. Das Ehrengedächtniß: „Struensee. Eine Skizze für diejenigen, denen sein Andenken werth ist“, konnte schon im Februar 1805 ausgegeben werden. Diese Schrift schildert mit so scharfer Wahrheitsliebe als herzlicher Theilnahme einen sonderbar gemischten und leicht zu verkennenden Karakter, der wenigstens nicht in die große Reihe bedeutungsloser Minister gehört, und unter den preußischen jener Zeit mit einigem Ruhme zu nennen bleibt. Das kleine Buch ist mit nachläßigster Freiheit geschrieben, und unsres Bedünkens das Beste, was von Held im Druck erschienen.

Freilich hatte der mit diesem Gegenstande so warm und eifrig Beschäftigte inzwischen versäumt, den neuen Minister für sich einzunehmen, oder sich nach andern Gönnern umzusehen! Er wurde in seiner beengten Lage kaum bemerkt und bald

vergessen. Ihn drückte überdies schwer der Ehescheidungsprozeß, den seine Frau leichtsinnig angeregt hatte, und in Folge dessen die Scheidung im Mai 1805 ausgesprochen wurde. Eines unglücklichen Verhältnisses frei, fühlte er sich doch kaum leichter, denn nun traten langwierige Auseinandersetzungen ein, die nur bittern Verdruß häuften, und die Zerrüttung der häuslichen Lage vollendeten. In dem Gange des öffentlichen Lebens war kein Trost zu finden. Die Macht Bonaparte's befestigte sich in Frankreich, der General Moreau mußte die Heimath aufgeben und freiwillige Verbannung wählen; seiner Abreise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika widmete Held einige Strophen, die aber damals wegen ihrer Heftigkeit nirgends gedruckt werden durften. Die Stellung Preußens zu Frankreich entwickelte sich schnell und schneller zu bedenklicher Aufregung, die Partheien sprachen ihre Meinungen heftig aus. Der Freund der Freiheit haßte schon den französischen Kaiser als deren Unterdrücker, nun durfte der Vaterlandsfreund ihn auch als den Bedroher Preußens anfeinden. Held hatte bisher keine Gelegenheit versäumt, diesen Doppelhaß laut auszusprechen. Jetzt erschien aber „der neue Leviathan“ von Buchholz,

und diese Schrift bewirkte in Held eine große Umkehr seiner politischen Ansichten. Er fühlte sich „wie aus tiefer Nacht zum hellen Tage emporgehoben“, und begriff nun, daß Napoleon, wenn auch kein Mann nach seinem Herzen, doch unzweifelhaft einen großen Beruf habe, daß er ein Werkzeug in den Händen der Vorsehung sei. Sonderbar ist es, daß grade Buchholz, der unbeschadet seiner Redlichkeit und seiner anzuerkennenden Talente mit Held an Karakterkraft nie gleichstand, diesen durch sein Ansehn gewissermaßen bezwang und lange Jahre hindurch festhielt. Solch ein Anschließen oder Gefangengeben ist nicht ohne Gefahr, wie wir an ein paar namhaften litterarischen Beispielen gesehen haben, wo die edleren Kräfte gradezu gelähmt wurden durch ein Verhältniß, das ihnen Aufschwung zu geben verhieß. So war auch dieses Zusammengehen mit Buchholz für Held mehr hemmend, als fruchtbar; er bedurfte des Anschlusses an ein fertiges Ideenganze, daß er aber an das trockne, wurzellose, täuschungsvolle gerieth, welches Buchholz im Neuen Gravitationsgesetz und im Neuen Leviathan aufstellte, war ein Unglück. Wie ganz andre Gebiete hätten sich ihm erschlossen, wäre ihm eine Weisheits- und Staatslehre erschienen

oder verständlich gewesen, wie Fichte sie in sich trug, und später verkündete! —

Die Vorträge, welche Doktor Gall im Sommer 1805 zu Berlin über die Schädellehre hielt, waren eine Erheiterung für Held, der sich mit Eifer diesen Forschungen hingab, und immer einige Vorliebe für sie behielt. Dagegen hatte die Naturphilosophie, wie sie damals hochfahrend auftrat, und die romantische Schule, die sich im Stillen ausbreitete, keine Anziehungskraft für ihn; er fühlte sich allem als Gegner, was von dem klaren Wege des Verstandes abwich, was mit schmeichelnden Phantasieen alter Zeiten auch deren Vorurtheile und Gebrechen zurückzuführen schien. Der Drang der Gegenwart rief überdies gewaltsam von solchen Liebhabereien ab. Ein Krieg wider Frankreich stand in naher Aussicht, und als er auf eine Weile noch zurücktrat, geschah dies unter Bedingungen, welche den Stolz der Preußen tief kränkten. Während dieser Aufregung, wo die Eiferer für das Vaterland, die Muthigen und Kampfbegierigen, einander suchten, wünschte der Prinz Louis Ferdinand, der als ein Haupt dieser Meinungsgenossen dastand, auch nähere Bekanntschaft mit Held, als einem Manne, von dessen Kraft sich Ungewöhnliches hoffen ließ.

Held ging daher zu ihm, fand sich aber durch den Empfang wenig befriedigt, und völlig abgestoßen durch das Gespräch, das in der Unruhe des Ankleidens und in Gegenwart der Lakaien zu keinem festen Inhalt kam, sondern in sprudelnde Allgemeinheiten zerfloß. Von diesem Besuch und von dem Prinzen selbst hat Held eine Schilderung entworfen, die mit scharfer Wahrheit alles Schlechte erfaßt, das neben und theils aus den großen Eigenschaften des so tapfern als liebenswürdigen Prinzen reichlich wucherte; dergleichen muß zugestanden werden und wir am wenigsten wollen es unterdrücken; allein die Farben sind so grell aufgetragen, die Züge so brennend, daß ihre Aufnahme hier nicht möglich ist.

Das Jahr 1805 lief ab, ohne daß Held eine der ihm ertheilten Zusagen erfüllt sah, ohne daß seiner jammervollen Lage ein Schimmer von Verbesserung leuchtete. Die Bedrängniß jedoch, in der er sich befand, ließ ihm keinen Augenblick Ruhe, und so griff er nach jedem Hülfsmittel, das retten konnte. Der Geheime Kabinetsrath Beyme, wiewohl er sich im Amte schroff benommen, war nicht ohne Theilnahme für Held, wünschte demselben besseres Ergehen, und hatte ihn, als er von Kolberg zurückgekehrt, zu spre-

chen verlangt. Held aber fühlte noch zu große Bitterkeit, die Unterredung war nicht ergiebig, und es fand keine zweite statt, obschon Beyme anfänglich die freundlichsten Mahnungen dazu nicht fehlen ließ. Nach zwei Jahren hörte Held, daß Beyme sich beklagt habe, jener sei nicht wiedergekommen; zugleich versicherten ihn Freunde, Beyme sei ganz anders, als er ihn sich vorstelle, er sei wohlwollend, herzlich bis zur Rührung, nehme sich gern der Leidenden an, und werde für ihn gern thun was er irgend könne. Schwer ließ Held sich überreden, und mit schwachem Vertrauen entschloß er sich, Beyme'n anzugehen; doch die Umstände drängten, und er wollte den Freunden zeigen, daß Eigensinn und Stolz ihn nicht beherrschten. Er schrieb daher an Beyme, entdeckte ihm die ganze Verzweiflung seiner Lage, und bat ihn um Hülfe. Aber Held bat nicht wie andre Menschen, sein Bitten hob mit Trotz und Vorwurf an; so begann sein Brief: „Länger ist es mir nun nicht mehr möglich zu schweigen. Es muß heraus, was mich drückt, selbst auf die Gefahr, daß Sie mich wiederum in ein Gefängniß schicken. Mein Zustand und das endlose Warten sind mir unerträglich und die Geduld verläßt mich. Sie, der Sie mich herbe

genug gezwungen haben, täglich an Sie zu denken, so daß ich Ihren Namen mir gar nicht mehr vor der Stirn wegtilgen kann und er meine fixe Idee zu werden droht, Sie zwingen mich abermals, indem Sie meiner so ganz vergessen, daß ich Sie antreten muß. Einerseits absehend von den Verhältnissen dieses Lebens, die Ihnen alle formelle physische Gewalt gegen mich, und mir keine solche gegen Sie zutheilten, andrerseits mit Berufung auf das moralische Geistertribunal Ihres und meines Grabes, frage ich Sie: Fühlen Sie denn wirklich nicht, daß, während wir beide noch auf dieser Erde nebeneinander verweilen, Sie wohl auch etwas gegen mich gutzumachen hätten, daß der Schmerz, — den billig Sie stillen sollten, weil Sie, sein wesentlicher Mitveranlasser, allein es können, — es eigentlich allein ist, was mich immer aus mir selbst hinaustreibt, und mich, meinem Willen und meiner Natur entgegen, zum öffentlichen Menschen macht! — Wie oft habe ich schon seit Struensee's Tode die Feder weggeworfen, wenn ich diesen Brief anfangen wollte! Wie oft habe ich ihn abgeändert! Mit wie vielen Besorgnissen ringe ich jetzt, wo ich ihn dennoch endlich schreibe! Wie ängstigt mich der Gedanke, daß, nach der Vorstel-

lung, die Sie nun einmal von mir haben, Sie ihn platthin für einen neuen frevelhaften Ausbruch von Bosheit, Neckerei, Rechthaberei und Beleidigungssucht erklären, und mir durch irgend eine Form abermals den Karakter eines Verbrechers aufdringen werden!" — Nach einigen Zeilen heißt es weiter: „Nicht aus freier Wahl ergreife ich die Feder. Daß ich dieß thue ist lediglich ein Produkt der Nothwendigkeit, in die größtentheils Sie selbst mich gestoßen haben. Niemand lebt indeß, der Sie in Bezug auf mich bereitwilliger entschuldigt, als eben ich. Unter dem ungeheuren Andrange der Geschäfte, deren Verweser Sie sind, bin ich Ihnen in meiner Unbedeutsamkeit entschwunden; Sie kennen den tiefen Jammer, in dem ich liege, um so weniger, da ich ihn sogar meinen vertrautesten Freunden streng verberge; und wiewohl ich die Beschaffenheit Ihrer Situation mehr ahnde als bestimmt begreife, so ist mir doch soviel klar, daß auch Sie, wandelnd zwischen tausend Pressungen, nicht alles vermögen was Sie vielleicht wollen. Aber eben darum müssen Sie es mit sanftem Sinne erkennen, wenn meine Individualität die Ihrige in Anspruch nimmt, und wenn ich meine Hoffnung, gehört zu werden, darauf baue, daß Sie, einst mit den niedern

Qualen des Lebens bekannt, derselben auf der hohen Stufe, wohin Ihr Schicksal Sie getrieben, noch eingedenk sind, daß im Kabinetsrathe der Mensch noch nicht untergegangen ist, und daß Sie es ehren werden, wenn ein andrer unbeschreiblich unglücklicher Mensch Sie unter das Obdach der Ehre und Kraft fordert, um Ihnen seine Anliegen vorzutragen." Hierauf erzählt er in strengen Worten sein gehäuftes Unglück; den Anfang seiner Schulden, die er nicht aus Liederlichkeit oder Leichtsinn, sondern aus harter Nothwendigkeit gemacht, als er noch ohne Besoldung diente; die verderblichen Folgen seiner Versetzung nach Brandenburg, seine unglückliche, auch für die äußere Lage nur unheilbringende Ehe, die völlige Niederwerfung durch seine mehr als zweijährige Haft, durch die Kärglichkeit seines Wartegeldes, bei fortwährend ungestümen Ansprüchen aus den früheren Verhältnissen. Er verlangt nur, daß er durch Erfüllung der ihm geschehenen Zusagen in die Möglichkeit versetzt werde, nach und nach schuldenfrei zu werden. Er lebt elend, er hält bei jeder Ausgabe die treuste und schärfste Rechnung für seine Gläubiger, aber seine Ersparnisse bleiben zu gering. Nachdem er ihm das Innerste seiner Verhältnisse aufgeschlossen, sich

gegen falschen Anschein und unverdiente Vorwürfe gerechtfertigt, fällt ihm aber ein, daß nicht er allein so getadelt wird, daß auch Andre schlimme Blößen geben, und zunächst Beyme selbst; er hält ihm vor, was man von ihm sagt, was man mit Recht an ihm rügt, daß er mit dem und dem gar nicht umgehen sollte, daß ihm das und das anhafte, er führt ihm das spitzeste Wort gradezu in das innerste Herz. „Ich rede als Mann zum Manne, — schließt er diesen Absatz, — und mein Unglück und Ihre hartnäckig verschobene Ansicht meines Innern geben mir das Recht, folglich auch den Muth, mich so auszusprechen.“ Dann berichtet er, wie seine Wiederanstellung sich verzögere, welche Schwierigkeiten ihm Neid und Haß entgegensetzen, dabei fällt er über Personen und Sachen die strengsten Urtheile, sagt wie er von Stein nichts erwarte, den er nach genauen Wahrnehmungen sehr übel schildert. Beyme soll daher sorgen, daß er anderweitig eine Stelle bekomme, eine solche, wozu ein entschieden ehrlicher Mann als Aufseher brauchbar sei. Zuletzt sagt er: „Ich werde sterben ohne das Glück gesehn zu haben. Warum wollen Sie mir nicht gönnen, ruhig, unbedeutend, unbeschimpft von Gläubigern zu sterben? Da, wer

Schulden hinterläßt, immer beschimpft ist, so lasse ich, wegen meiner unverdienten Schuldenlast, schlechterdings nicht von dem Vorsatze ab, wenn ich mit Schulden sterben soll, diesen Schimpf in einem freiwilligen Tode durch ein solches Verdienst um die Welt, welches den Schimpf vollkommen überwiege, zu zerstören."

Ein Bittschreiben dieser Art möchte kaum nochmals zu finden sein; nur noch Rousseau hätte vielleicht in solchem Falle solche Sprache geführt. Was Beyme geantwortet, was er gethan oder zu thun versucht, ist uns nicht bekannt. Ganz entsprochen hat er dem gränzenlosen Zutrauen nicht, denn wir finden Held in der nächstfolgenden Zeit noch immer aufgebracht und bitter, wenn er den Namen nennt. Auch mag es schwer gewesen sein, selbst für den vielvermögenden Kabinetsrath, die geforderte Hülfe sogleich zu leisten, und sogar bedenklich, auf solche drohende Bitten sich einzulassen. Genug, Held verblieb in seinem Jammer, und sollte ihn noch lange tragen. Was ihn am tiefsten beugte, war ein Umstand, der wieder unwillkürlich an Rousseau erinnert. Wir haben erwähnt, daß Struensee im Finanzgebäude ihm ein Zimmer eingeräumt hatte; Held wohnte sehr elend, an der entlegenen Fischerbrücke, „zwi-

schen armen Schuhflickern und Hökern, umgeben von Unsauberkeit, Gestank und Lärm", dem von Jugend auf reinlich und für das Gegentheil höchst empfindlich gewöhnten Manne zur unleidlichen Qual; jenes Zimmer war für ihn unter diesen Umständen sein einziger Trost, hieher flüchtete er mit seinen Arbeiten, hier fand er Ruhe, Ordnung, hier fühlte er sich noch edlerem Dasein verknüpft. Stein aber nahm ihm jenes Zimmer, und verstieß ihn damit ganz in jenes Elend; die sechzig Thaler, die ihm als Entschädigung angeboten wurden, konnten ihm den Verlust der einzigen Zuflucht nicht ersetzen! —

Nicht lange nachher sollte neuer Verdruß aus den alten Geschichten ihm erwachsen, und zwar von einer Seite, woher keine Gefahr zu drohen schien. Der Kriegsrath von Cölln, durch seine Schriften noch nicht berüchtigt wie späterhin, kam aus Südpreußen, und suchte Held, der ihn dort wenig gekannt und geachtet, als einen alten Freund auf. Eine zuvorkommende freundliche Behandlung hatte für Held einen Zauber, dem er nicht widerstand, er dachte jedesmal, der Andre meine es wahr und herzlich, und dieß riß ihn zu gleicher Stimmung hin; er ließ sich daher harmlos die Annäherung Cölln's gefallen. Dieser

aber befragte ihn lebhaft über das schwarze Buch und das schwarze Register, und zeigte die größte Begier, beide zu lesen. Auf vieles Dringen sandte Held ihm diese Schriften, indem er bemerkte, daß er sie ungern aus den Händen gäbe. „Die Sache ist vorbei, — schrieb er, — sie liegt weit hinter mir, vergessen wie ein abscheulicher Traum. Ich will nicht, wenigstens nicht so lange ich lebe, ihr fernerer Verbreiter sein. Daher mache ich es Ihnen zur ausdrücklichen Bedingung, beide Piecen nicht zu verleihen und sie überhaupt keinem Menschen zu zeigen.“ — Weiterhin sagte er noch: „Schmerz, Ärger und Ekel haben so sonderbar auf mein Gehirn gewirkt, daß ich im Ernste den ganzen Inhalt des schwarzen Buchs rein vergessen habe, gradeso als wenn ich es nie verfertigt hätte, und seit vier Jahren habe ich mich nicht mehr entschließen können, eine Zeile darin zu lesen. Nur durch die neuliche Unterhaltung mit Ihnen ist es mir wieder einigermaßen interessant geworden. Wenn Sie daher mir die Seiten andeuten wollen, wo Sie Fehler finden, so will ich das Ding abermals durchstudiren, damit ich orientirt bin, wenn ich die Ehre habe Sie wiederum zu sprechen. Es ist mir an einer gründlichen Kritik nicht weniger gelegen,

als an Ihrer eigentlichen Meinung, da Sie von diesen schlimmen Gegenständen besser als viele Andre unterrichtet sind." Cölln sandte nach einigen Tagen die Schriften zurück, begleitet mit Bemerkungen, die fast einer Lobrede Hoym's und Triebenfeld's gleich kamen, auf die er doch mündlich wacker geschimpft hatte! Zugleich entdeckte Held, daß Cölln in einem Buche, als dessen Verfasser er sich verrathen hatte, kurz vorher gegen Held schändliche Dinge vorgebracht. Empört über diese niedrige Falschheit, nahm Held sogleich die Genugthuung, dem Manne vor Zeugen zu sagen, was er von ihm denke; und jetzt auch Mißbrauch der gelesenen Schriften fürchtend, ließ er die Erzählung des Hergangs nebst den gewechselten Briefen als Handschrift drucken, um sie solchen Personen mitzutheilen, an deren Meinung ihm gelegen war. Noch einigemal griffen anonyme Druckschriften ihn tückisch an, ohne daß er sie öffentlicher Antwort würdigte, da die rechte Antwort doch nicht erlaubt sein konnte.

Unter allen diesen Widrigkeiten erstarb in Held's Gemüth nicht die frische Wärme, welche die öffentlichen Vorgänge in ihm anglühten. Als Schiller gestorben war, dichtete er zu dessen

Todesfeier am 19. März 1806 drei edle Stanzen, deren letzte heißt:

„Die Menschheit dankt, wenn Muth und Kraft zu stiften,
Ein Mann ergreift den schnellen Lebenstraum.
Das Ideal umarmt mit Geisterlüften
Die Wirklichkeit. Durch weiten Sonnenraum,
Vom Erdball fern und seinen Todtengrüften,
Nicht mehr gedrückt von trüber Wolken Saum,
Zur Ewigkeit, voran den Völkerchören,
Gehn Sänger ein, die heil'ge Wahrheit lehren."

In dem Sommer dieses Jahres, während Held, wie er sagt, nur so hindämmerte und verdüsterte, reiften die politischen Verwirrungen mehr und mehr dem furchtbarsten Ausbruch entgegen; der Krieg war unvermeidlich, die Preußen rückten in's Feld. Die Kampfeslust war im Volk erwacht wie im Heere, und auch Held wurde von ihr ergriffen, wie ein Marschgesang bezeugt, den er im September drucken ließ. Wie sehr auch sein Haß gegen den französischen Kaiser, hauptsächlich durch Buchholz, mit dem fast allein er noch Umgang hatte, gedämpft und in bewundernde Anerkennung umgestimmt war, so schwand doch gleich alles Erwägen und Richten, als das Vaterland wirklich von ihm bedroht wurde, Napoleon als Feind gegen dasselbe mit Heeresmacht heranzog.

Mochte Held oft gewünscht haben, den Hochmuth seiner Gegner gedemüthigt, ihre Unfähigkeit aufgedeckt, seine erlittne Unbill gerächt zu sehen, im Augenblicke der Entscheidung war alles Persönliche vergessen, er fühlte sich als Preuße, nicht fremde Hand sollte die Schäden des Vaterlandes berühren, sondern nur innre Kraft sie gesetzlich heilen. Zwar hatte er oft das Verderben vorhergesagt, den Untergang als unvermeidlich verkündigt, aber den Verstand überwältigte das Gefühl, er sah die preußischen Truppen dahinziehen, und sein Herz war mit ihnen, seine Hoffnung und sein Zutrauen.

Diese Gefühle wurden indeß bald erschüttert, als die ersten Nachrichten von der Kriegführung eintrafen; schnell folgten einander die Trauerbotschaften, und immer größer entfaltete sich das Unglück. Heftige Widersprüche zerrissen hiebei Held's Gemüth; ihm gab das Geschick eine furchtbare Genugthuung, die er mit Schaudern aufnahm, und in dem Augenblicke, der ihn ein höheres Werkzeug in Napoleon verehren hieß, war er persönlich vor ihm zu fliehen genöthigt. Denn die früheren Schriften waren bekannt genug, um auf den Verfasser die Rache des Siegers herabzuziehen, und das Schicksal Palm's

konnte sich wiederholen. Zwar den Tod fürchtete Held nicht, wohl aber neue Gefangenschaft, Wegschleppung nach Frankreich, Verkommen im Kerkerelend. Von seinen Freunden dringend ermahnt, verließ er, um diesen Gefahren nicht unmittelbar bloßzustehen, bald nach dem Einzuge der Franzosen die Hauptstadt, und zog sich nach Neu-Ruppin zurück, wo ihm Verborgenheit gesichert schien.

Hier verlebte er eine Zeit der Noth und Spannung, des Schmerzes und der Erbitterung, die den auf der Hausvogtei und in Kolberg erlittenen zu vergleichen waren. Die Drangsale der eignen Lage waren mit denen des Vaterlandes eng verflochten, und wuchsen mit jedem neuen Ereignisse. Für Held wäre jetzt aller Raum und die freiste Gelegenheit gewesen, das verlorene Spiel gegen die Widersacher, die ihn bedrückt hatten, wieder aufzunehmen und nochmals durchzuspielen, wozu das Geschick ihm alle Vortheile in die Hände gegeben; die einst Mächtigen lagen jetzt niedergeworfen, und das Unglück des Staats wurde ihnen mit als Verschuldung aufgebürdet. Der Kampf wäre leicht, der Sieg unfehlbar gewesen; aber Held hatte keinen solchen Gedanken, er bedurfte keiner persönlichen Rache, die allge-

meine war schon allzu groß vorhanden! Er meinte jene alte Sache los zu sein, und wollte sie für immer abgethan haben. Als ob man das könnte! Als ob jede Handlung nicht eine Saat von Folgen ausstreute, die unter unsern Füßen aufgehen, und denen wir nicht entfliehen, auch wenn unser Sinn und Handeln längst verändert ist!

Die Gesinnung des Vaterlandsfreundes war damals nothwendig einem Zwiespalt überliefert, in welchem ihre Äußerungen sich zu widersprechen schienen, während sie doch aus derselben Quelle flossen. Gegen das Einzelne wurden Haß und Verwünschung laut, für das Allgemeine in demselben Maße treuer Eifer und frische Zuversicht. Held, der in Gesprächen und Briefen die stärksten Ausdrücke nicht sparte, um die Unfähigkeit und Feigheit, den Dünkel und Stumpfsinn derer zu bezeichnen, welche als die heimischen Urheber des Zusammensturzes galten, derselbe Mann konnte im Jahr 1807 einen Rundgesang dichten, in welchem es ächtpreußisch hieß:

„Liebend lohnen
Nationen
Nimmer Dir, Napoleon!
Dir, vor ihrem Hochgerichte,
Spricht den Fluch die Weltgeschichte,
Dich verschlingt der Acheron.“

„Aus den fernen
Himmelssternen
Leuchtet noch uns Friedrich's Blick.
Friedrich! Du wirst uns erhören!
Und zu unsern Fahnen kehren
Wieder Ehre, Ruhm und Glück."

Wir sehen, er ist von der angenommenen Hinneigung zu Napoleon hier völlig frei, und nur auf Augenblicke noch kehrte sie wieder, wenn die Selbstsucht des Herrschers in höheren Zwecken der Vernunft bisweilen sich zu verbergen schien. Ein großes Gedicht von fünf und zwanzig eilfzeiligen Strophen, „Fatalismus" überschrieben, fällt ebenfalls in diese Zeit, und erschien im April gedruckt in der Minerva von Archenholz; es heißt darin:

„Und nun schließt sich an mein Scheiden
Noch das Leid, daß deiner Leiden,
Vaterland! Gefährt' ich ward!"

Und zuletzt:

„Deutschland! O! wie dich ermannen?
Wird kein Retter dir erstehn?
Wo ein Hermann? Und von wannen
Läßt er, Fremde zu verbannen,
Neuer Freiheit Fahnen wehn? —
Sinkst du — an dem letzten Strande
Wähl' auch ich das Todesloos;

Wähle dann — sie rettet bloß —
Flucht aus diesem Körperbande,
Flucht aus alles Lebens Schande
In des Nichtseins dunklen Schooß."

Schon Lessing sagte: „Willst du leben, so dien! Willst du frei sein, so stirb!" —

Inzwischen war eine Schriftstellerei in Norddeutschland aufgetaucht, die sich heißhungrig auf die jüngsten Ereignisse warf, alle Umstände und Beziehungen derselben erörterte, über die frühere Staatsverwaltung Preußens und über hohe und niedre Personen willkürliches Gericht hielt, und meist die schärfsten Verurtheilungen aussprach. Jene Besprechungen gingen zum Theil von wakkern Männern aus, und hielten sich in guten Gränzen. Auch die Schriften von Buchholz, wie schmerzlich sie einschneiden mochten, bewegten sich meist in geistiger Allgemeinheit. Aber schnell waren auch niedrige Gewinnsucht, Bosheit und Schadenfreude am Werk, wühlten allen Schmutz, alles oft lügenhafte Geklatsch auf, und gewannen ein großes Publikum. Die Vertrauten Briefe, die Feuerbrände und ähnliche Schriften, größtentheils Erzeugnisse des Kriegsraths von Cölln, der jetzt eben so schmähte wie er früher geschmeichelt hatte, geben noch heute Zeugniß, wie vieles

Schlechte von eben so schlechten Anklägern damals an den Tag gezogen wurde. Buchholz und Held waren zur Mitarbeit an den Feuerbränden eingeladen worden, hatten aber jede Theilnahme abgelehnt, weil ihnen Cölln zuwider war. Noch andre Zeitschriften wurden unternommen, Flugblätter, Hefte, ganze Bücher wurden geschrieben, des Zankens und Lärmens war kein Ende. Die Franzosen ließen dies ruhig geschehen, auch der im Sommer 1807 zu Stande gekommene Frieden von Tilsit machte darin keinen Unterschied, sie waren nur aufmerksam, daß nichts gegen sie selbst mit einflösse.

Cölln vergab den Widerwillen nicht, den ihm Held offen bezeigt hatte. Bald griffen die Feuerbrände diesen mit Schmähungen an, suchten die alten Geschichten hervor, und druckten sogar, rein aus Gefallen am Ärgerniß, das schwarze Register wieder ab, indem sie zugleich den Verfasser lästerten und seine Schrift unbefugt sich aneigneten. Vernarbte Wunden wurden aufgerissen, und bluteten auf's neue. Held sah sich abermals in Händel verflochten, die er ausgekämpft zu haben meinte. Er mußte sich verantworten, und that dies durch eine kleine Schrift, in welcher dem Herausgeber die Schlechtigkeit seines Verfahrens

und die Unreinheit seiner Triebfedern bündig nachgewiesen wurde. Selbst der Abdruck des schwarzen Registers war nicht getreu, sondern verfälscht und mangelhaft. Mit der einen Schrift war die Sache nicht erledigt, es folgten noch verschiedene Aufsätze, in welchen Held in seiner Weise das Persönliche mit Allgemeinem verknüpfte. Alle diese Aufsätze gab Held ohne Honorar dahin, was Buchholz eine Thorheit nannte, und darüber, als jener bei seinem Sinne blieb, sich also ausließ: „Ihre Delikatesse in Ansehung eines Ehrensoldes hängt — wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen — mit der Feudalehre zusammen; und da diese sehr wenig für Sie da ist, so müssen Sie auch jene ablegen. Die Hauptsache im Leben ist, daß man frei sei; was daraus folgt, versteht sich alles von selbst. Wie sind wir doch so ganz verschieden! Ihnen tritt das Blut in die Wangen, wenn Sie von Honorar sprechen hören, und mir begegnet dasselbe, so oft ich an Abhängigkeit von Verwandten denke.“

Wie Held aber immer seine beste Kraft nicht öffentlich auf den Markt brachte, sondern unberechnet in persönlicher Verhandlung ausgab, so ging er auch hier lebendiger und schärfer, als es in der Druckschrift geschehen, in einem vertrauli-

chen Schreiben auf die Sache ein, und setzte sich mit einem ehemaligen Freunde aus Südpreußen, der sich über unrichtige Angaben in dem schwarzen Register jetzt nachträglich heftig beklagte, auf nachfolgende Weise umständlich und aufrichtig in's Klare. Der Brief, in welchem Held's eigenstes Wesen sich getreu abspiegelt, lautet wie folgt: „Ihr Schreiben vom 1. dieses Monats ist unter einem Kouverte von Buchholz erst am 16. dieses zwar richtig an Ort und Stelle angekommen, mir aber, weil ich auf einige Tage verreiset war, nicht eher als den 25. dieses eingehändigt worden. Ich bitte demnach dieses genau zu berücksichtigen und mir nicht als Unhöflichkeit auszulegen, woran ein doppelter Verzögerungsfall, wenigstens in der letzteren Hälfte der erwähnten Zeit, Schuld ist. Von der ersteren Verzögerung, nämlich bis zum 16. glaube ich, daß sie nur eine Scheinsache ist und Sie absichtlich zurückdatirt haben. Wie lieb würde mir überhaupt Ihr Brief sein, wenn er nicht von der List diktirt wäre! Traurige Erscheinung, daß selbst von Hause aus zur Gutmüthigkeit bestimmte und mit vielem Verstande ausgerüstete Männer, wenn sie sich der Juristerei ergeben, schlechterdings alle wahre Aufrichtigkeit verlieren und ihr ursprünglicher Karakter

immer in den armseligen Formeln ihres Metiers untergeht! Kein ächter Jurist unsrer Tage ist wahrhaft und wirft sich mit freier Hingebung, mit dreistem Vertrauen in die Arme der liebenden Moralität. Bekannt mit der Sicherheit, so die kahle Legalität gewährt, nimmt er in jeder Verlegenheit nur zu ihr seine Zuflucht. Handelt er gegentheilig, so ist er ein schlechter Jurist. — Ehe Sie dieses: Beleidigung oder Witzelei nennen, hören Sie mich erst weiter. Meine Sprache ist die der allerreinsten Aufrichtigkeit; und so wie die Sachen zwischen uns stehen, ist es offenbar, wenigstens halte ich es meinerseits für das Beste, mich auf das vollkommenste gegen Sie zu expektoriren, damit Sie, wo möglich, einen andern Gesichtspunkt für mich fassen, der am Ende für uns Beide die Ruhe befördern könne."

„Ob ich, da ich dem Könige das schwarze Buch schickte, moralisch recht oder unrecht und als Phantast oder richtiger Seher gehandelt habe, bedarf keiner weitern Dispüte, nachdem, wie unbedeutend ich immer sein mag, das Weltgeschick selbst mich handgreiflich und augenscheinlich gerechtfertigt hat. Das Ganze meiner damaligen That läßt sich in wenig Worten zusammenfassen. Ich wollte damit nichts anderes als, dem Könige

die Unzuverlässigkeit der büreaukratischen Formen in Hinsicht des Wesens der Staatsverwaltung beweisen, und rief ihm zu: Werde strenger, zeige mehr Energie gegen deine nächsten, meist unfähigen und demoralisirten Verwaltungsorgane, oder du stürzest durch deine Apathie dich sammt dem Staate in's Unglück! Aus der Hausvogtei ertönte hiernächst meine Stimme noch lauter: Derjenige Theil der Finanzen, der mit den Weltverhältnissen zusammenhängt, liegt in der höchsten Konfusion und kann nicht anders als durch eine solide arrondirende Eroberung in Westen reformirt werden, darum also, erobere! — Nenne man dies Einsicht, Instinkt oder wie man will, es gilt mir gleich. Genug, ich fühlte es tief und es leuchtete mir so klar wie der helle Sonnenschein in's Gemüth, daß bei den jetzigen Weltbewegungen der preußische Staat nächstens schlechterdings würde übergerannt werden, dafern die Regierung nicht andere, dem drängenden Zeitgeiste mehr angemessene, politische und Verwaltungsmaßregeln ergreife. Aber diese Regierung war, was ich nicht gehörig bedacht hatte, eine juristische; sie beschaute sich selbst und Europa mit der Brille des Landrechts. Inzwischen habe ich, wie Figura leider zeigt, dennoch Recht gehabt. Daß ich gehaßt werde, weiß

ich und begreife auch, warum. Immer wird der gehaßt, der das Schlimme vorhersagt, und hinterher wird er wieder gehaßt, wenn das Schlimme eintrifft, denn nach beiden Richtungen hat er die Eigenliebe derer beleidigt, so die Lage der Dinge besser hätten einsehen sollen. Im Grunde ist dieser Haß absurd. Die Sturmmöwe macht ja nicht den Sturm, ihr Geschrei kündigt ja nur dessen Herannahen an, weil sie nicht anders kann und ihr Instinkt sie dazu treibt. Schießt auch der Haß eines unvernünftigen Steuermannes sie aus der Luft herab, so ändert das in der Sache selbst nichts; der Sturm kömmt darum doch. Mir ist genau dasselbe widerfahren, was mutatis mutandis ein Sultan thut, der einen Boten deßhalb spießen läßt, weil er ihm von ferner Gegend her eine fatale Nachricht bringt. Meine That war allerdings ein Exzeß, aber sie war kein Frevel. Mit diesem Namen konnte sie nur der böse Wille der Geistesbeschränktheit und Faulheit stempeln. Gleichwohl ist, laut der Geschichte, gewiß, daß da, wo ein Mensch auf solchen Exzeß verfällt, er schon immer ein böses Anzeichen für die Regierung ist, und diese bereits aufgehört hat, eine tüchtige zu sein. Physisch der Schwächere mußte ich es dulden, daß meine That

unter lächelnder Anwendung der Gerichtsformen von der Gewalt die Ausgeburt eines Rumorgeistes, Spektakelmachers, unnützen Reformators, unruhigen Kopfs 2c. genannt wurde, obgleich sie sichtbar einen ganz andern, höchst ernsten Karakter trug. Wo sind nun alle meine damaligen Hasser, die mich so sinnlos hart behandelten und kassirten? Der Weltgeist, das waltende Schicksal, Verhängniß, die Vorsehung, oder wie man das Numen und Wesen, welches der moralischen Ökonomie des Menschengeschlechts vorsteht, sonst nennen mag, hat sie, die meine Kassandrastimme nicht hören wollten, sammt und sonders ebenfalls und zwar mit der ihnen gebührenden Schande kassirt, und sie in die Nacht ihrer Unwürdigkeit verstoßen, während dem ich noch Gottlob! mit Ehren auf den Beinen bin." — —

„Gewiß glauben Sie selbst, daß ich keinen Theil an der Publicirung des schwarzen Registers habe. Davon ist also nicht weiter die Rede. Plötzlich erschien es im zweiten Hefte der Feuerbrände. Jede Art von Unmuth überfiel mich dabei, um so mehr, als ich dasselbe und obenein noch meine Person im dritten Hefte, von Cölln, dem ekelhaftesten Schmierer, der je sich in die Schriftstellerzunft gemengt hat, geschändet sah."

„Endlich kamen auch Sie hervor, ohne zu bedenken, daß, wenn Akten, die ursprünglich nur für die Augen des Königs und der Richter bestimmt waren, gedruckt werden, lediglich der Anstifter des Druckens der Injuriant ist, nannten mich: den schwarzen Registrator, forderten mich vor ganz Deutschland auf, das gegen Sie lautende Vorbringen zu beweisen, mißhandelten mich und droheten mit einem Prozesse und obenein mit Drucken. Der Prozeß erregte bloß mein Lachen, aber diese Druckwuth, womit Cölln, Stiller und Sie mich von allen Seiten bedrohten und heimsuchten, stieß meine Geduld um. Öffentlich angefallen, antworte ich öffentlich; und der Druckwuth ist nichts Besseres entgegenzusetzen als das Drucken. Ich setzte mich also nieder und schrieb wider Cölln. Der Bogen, der meine Antwort an Sie enthält, ist bereits gedruckt und es steht nicht mehr in meiner Macht, ihn zurückzunehmen. Wäre dies aber auch noch möglich, so würde ich es dennoch nicht thun. Zwar kann das was ich gesagt habe Ihnen eben nicht angenehm sein, doch sind Ihre Besorgnisse wegen eigentlicher Beleidigungen unnütz. Dergleichen kommen darin nicht vor. Ich bin in der kalten Region des Ernstes geblieben und Sie dürfen nichts befürch-

ten als die Wahrheit. Mein Unrecht, daß ich Sie als Richter angeführt, habe ich ohne Rückhalt eingestanden und die Sie betreffende Stelle abgeändert. Dies ist also lange vor Empfang Ihres Schreibens, mithin ohne Ihre jetzige Privataufforderung geschehen. Sie sind kein Betrüger, aber als man Sie suchte, benutzten Sie Ihr Verhältniß zu den damaligen Güterverschenkungsquellen, und nur insofern liegt in Ihrer Erwerbung des Guts ein inneres Unrecht. Laut der von Ihnen selbst publizirten Akten haben Sie das Gut für dreitausend Thaler gekauft und nachdem Sie es nur anderthalb Jahre besessen, in dem Handel zu siebenundsechzigtausend Thaler taxirt. Wie ist es möglich, wäre auch sogar Thaer Ihr Verwalter gewesen, ein Gut in so kurzer Zeit bei allen erdenklichen Meliorationen, so ungeheuer zu erhöhen? Silbergruben haben Sie dort doch wahrlich nicht gefunden."

„Wozu alle die Berufungen auf Reskripte des Großkanzlers, Pakta, Akten, Protokolle u. s. w. Dies sind ja nur Formen, deren Richtigkeit kein Mensch bestreiten wird und die für das Innere der Sache nichts, sondern bloß den äußeren Hergang beweisen. Die Frage ist: was ist hinter den Koulissen abgehandelt worden? Dabeigestanden

habe ich freilich nicht; inzwischen habe ich den Zusammenhang zwischen den Leuten so deutlich entwickelt, und gezeigt, wie diese Verhältnisse auf Sie wirken und Sie, gleich so vielen Andern, auf die Güterspekulation führen mußten, daß es ein Kind begreifen kann. Nochmals wiederhole ich indeß: Sie haben nicht nöthig wegen Beleidigungen in Sorgen zu sein. Sie werden vielmehr finden, daß ich dabei mit mir selbst unerwartet hart umgegangen bin und Dinge berührt habe, von denen ich eigentlich wünschen müßte, sie möchten in ewiger Nacht begraben bleiben."

„Ihre Zuschrift beweiset mir kein reines ehrliches Vertrauen. Ich schwöre de credulitate, daß Sie das schwarze Register schon vor fünf Jahren im Manuskript gelesen haben. Der verstorbene Nothardt hat mir gesagt: Sie seien Willens gewesen, dafür weil Sie im schwarzen Register ständen, während ich in Kolberg saß, mich durch eine eigene Schrift moralisch zu tödten, indem Sie, Gott weiß, welche Jugend- und Privatgeschichten von mir, die mich als Rousseau's Affen darstellen gesollt, in's Publikum zu bringen die Absicht gehabt. Folglich haben Sie auch gleich, da das zweite Heft der Feuerbrände erschien, längst

gewußt, ich sei der Verfasser des schwarzen Registers. Zweifelsohne ist überdem meine Warnung vom 28. August in beiden berlinischen Zeitungen, Ihnen zu Gesichte gekommen. Demohngeachtet stellen Sie sich jetzt in Ihrem Briefe so an, als hätten Sie erst aus meiner Addresse an Cölln vom 25. September in der berlinischen Vossischen Zeitung, mich als Verfasser des schwarzen Registers erkannt und schreiben erst in der Mitte des Monats Oktober an mich, datiren aber vom 1. Oktober zurück, weil es Ihnen Überwindung und Besinnen kostete, ob Sie Zutrauen zu mir fassen sollten oder nicht. Wahrscheinlich sind noch andere Veranlassungen zwischen dem Erscheinen jener meiner letzten Addresse an Cölln und der Mitte des Oktober hinzugekommen, die es Ihnen räthlicher gemacht, sich mit mir selbst in Rapport zu setzen. Ich soll nun glauben, Sie hätten sofort nach Anblick der Zeitung geschrieben. Buchholz ist nie säumig, und es ist nicht abzusehen, warum er Ihren Brief beinahe vierzehn Tage bei sich hätte liegen lassen sollen, ehe er ihn an mich beförderte. Durch diese unselige Manövres haben Sie nur selbst verhindert, was Sie doch wünschen: Herstellung des Friedens zwischen uns. Hätten Sie gleich da das zweite Heft der Feuer-

brände erschien klares dreistes Vertrauen (welches ich, zufolge meiner Gemüthsorganisation, selbst vom Feinde herkommend nie täusche und mißbrauche) zu mir gefaßt, und sich unmittelbar an mich gewendet, statt sich mit dem heillosen Cölln einzulassen, so wäre mir die wahrlich sehr unangenehme Mühe erspart worden, Ihnen öffentlich zu antworten, und ich hätte die Sache auf einer einzigen Seite in meiner Schrift wider Cölln vollkommen sanft abgemacht. Jetzt ist durch Ihre Säumniß das nicht mehr zu ändern. Ich verdenke Ihnen nicht absolut, was Sie gegen mich gethan haben, um Ihre Ehre zu retten. Aber die meinige ist mir eben so lieb und Sie müssen einsehen, daß ich, um diese und den allgemeinen Werth meines schwarzen Registers zu retten, öffentlich antworten mußte. Cölln und Stiller sind gar zu schändlich mit mir umgegangen und ich bin zu diesen Händeln gekommen, ohne zu wissen, wie. Da vollends Sie sich zu solchen Leuten gesellten, konnte ich nicht schweigen. Die Rücknahme meiner öffentlichen Antwort ist schon deßhalb unmöglich, weil ich, für den Fall, daß meine Schrift schlimme Folgen für meine Person haben sollte, es absichtlich so eingerichtet habe, daß ich den Verleger nicht weiß,

ihn also nicht verrathen und meine Unwissenheit beschwören kann, da ich fest entschlossen bin, alles, entstehe auch daraus was da wolle, lediglich auf mich zu nehmen. Ein auswärtiger, sehr entfernter Freund besorgt die Sache. Welche Verwirrung würde ich in dem fast vollendeten Druck, welche Verzögerung und Kosten erregen, wenn ich jetzt noch die Umdruckung eines oder zweier Bogen veranstalten wollte!"

„Beliebt Ihnen, abermals gegen mich zu schreiben, immerhin! Ich werde Ihnen gern das letzte Wort lassen und keine Feder mehr deßhalb ansetzen. Wollen Sie mich verklagen, wie Sie drohen, meinetwegen! In mir ist bis auf die letzte Spur jede Achtung vor aller Justiz verschwunden, und ich betrachte sie bloß als ein kindisches Treiben, besonders seit ich erlebt habe, daß es wirklich eine Schicksalsjustiz giebt, die die große Gerechtigkeit ausübt. Meine Schrift wird Ihnen lehren, indem ich darin mich selbst am wenigsten geschont und einem Heere von Gefahren ausgesetzt habe, so daß rings umher für mich kein Zufluchtsort mehr existirt, wie Ihre Drohung mit einem Prozesse und deren Ausführung nicht die allermindeste Bedeutung für mich haben kann. Überhaupt legen Sie zu viel Wich-

tigkeit auf unsern Zwist. Er verschwindet gleichsam in meinem Buche und wird ein wahres Nichts, in Vergleich mit einer Menge darin vorkommender viel mehr erheblicher Gegenstände und Personen, die ich weder schonen wollte noch konnte. In vier Wochen denke ich, wird mein Buch in Ihren Händen sein."

„In Ihrer Stelle hätte ich, statt mit Akten anzumarschiren, mich auf eine ganz entgegengesetzte Art benommen und dem schwarzen Registrator ganz anders gedient. Es bedurfte hiezu nur des heroischen Entschlusses, mit unbedingter Aufrichtigkeit zu erzählen, wie Ihr wahres Verhältniß mit Bischoffwerder, Hoym, Goldbeck, Lüttichau und Triebenfeld beschaffen gewesen und wie Sie das Gut acquirirt haben. Tausend Gelegenheiten hätten Sie in solchen Confessions gehabt, die interessantesten und trefflichsten Dinge zu sagen und zu enthüllen, sogar das dabei unvermeidliche Komische hätte für Sie militirt, da der, der sich selbst nicht schont, berechtigt ist, Andre noch weniger zu schonen. Ein freimüthiges Geständniß hätte Ihnen die größeste Ehre gemacht, versanken auch Andre darüber in Schande. Dreist konnten Sie sagen: Ich — bin noch einer der besten in Südpreußen gewesen. Ist es nun

mit mir so hergegangen, waren meine Verhältnisse dieser Art, so läßt sich schließen, wie vollends erst die Wirthschaft jener Herren angethan war. Ich — that weiter nichts, als daß ich mir von der allgemeinen Beute da einen Knochen zueignete, wo Andre pêle-mêle die Braten an sich rissen. Aber das ist eben das Unglück, daß zu solchem Entschluß kein Jurist den Muth hat, sondern lieber sich in die List retirirt. Ihre gute Natur zieht Sie beständig zur Moralität, und Sie möchten vor Ihr Leben gern sich nur in der Moralität bewegen, wenn Sie Kraft genug besäßen, den Juristen abzulegen, gleichsam einen neuen Menschen anzuziehen und der Legalität die Stirn zu bieten. Mit Unrecht waren Sie gegen mich aufgebracht. Sie kennen mich ja und wissen, wie leicht mit mir auszukommen ist und wie versöhnlich ich bin, wenn man mir ehrlich entgegentritt. Die Erscheinung der List ist es eigentlich immer allein, was mich in allen Streitigkeiten erbittert und zur Heftigkeit treibt. Geduldig stecke ich die herbesten Grobheiten ein, wenn ich sehe, sie sind aufrichtig gemeint. Die List zwingt mich immer, sie zu zerstören und dabei kann es denn nicht fehlen, der Kampf wird schonungsloser und dauert länger. Warum wen-

deten Sie sich nicht augenblicklich an mich, privatim schon vor drei Monaten, statt hinterher öffentlich auf mich loszuschlagen, mit formellen Waffen, deren Stumpfheit ich erweisen mußte? Ich hatte Ihnen ja doch nichts öffentlich Böses gethan. Sie und ich, wir haben den ganzen Lärmen lediglich dem verwirrten Cölln zu verdanken, der uns auslacht. Inzwischen habe ich auch uns beide dermaßen gerächt, daß er schwerlich je wieder litterarisch emporkommen wird. Unter andern, da es doch ohne Schimpfen nicht abgehen konnte, habe ich ihn den litterarischen General Rüchel genannt. Ein ärgeres Schimpfwort wußte ich nicht."

„Nach allem diesem, ein Vorschlag zur Güte. Lange kann es nicht mehr dauern, so bin ich in Berlin. Konstituiren wir dann eine Jury, die über uns entscheide, bei der jedoch ich alle Juristen verbitte, unter dem Präsidio des ehrwürdigen Buchholz, der in jedem Betracht zu hoch über uns Beiden steht, als daß wir ein Mißtrauen gegen seine Unpartheilichkeit hegen könnten. Vor diesem Tribunal lassen Sie uns unsere Sache plaidiren. Lautet der Ausspruch dann so:

1) daß ich Unrecht that, als ich Sie über-

haupt im schwarzen Register vor meinen Richtern mit anführte;

2) daß ich an der Publizirung des schwarzen Registers Schuld sei;

3) daß ich Ihnen in meiner öffentlichen Antwort zu viel gethan;

so will ich in Ausdrücken, die Sie selbst vorschreiben mögen, und wo Sie es verlangen, Ihnen öffentliche Abbitte leisten und mich obenein selbst für verrückt erklären."

„Ich bin Ihnen nicht gram, kann niemals das dauernd hassen, was ich einst geliebt habe, und ehre wenigstens den Schimmer von freundlicher Absicht, die Sie bewog an mich zu schreiben. Glauben Sie sicherlich, daß mir diese Streitigkeit mit Ihnen äußerst fatal ist, und ich sehnlich wünsche, sie möchte einen sanften Ausgang nehmen. Halten Sie dies nicht für leere Worte und lesen Sie diesen Brief nach Verlauf einer Nacht nochmals durch. Ich habe an Buchholz weiter keine Silbe darüber geschrieben, als die kurze Bitte, ihn an Sie zu befördern. Daß ich ihn offen schicke, geschieht darum, weil ich wünsche, Buchholz möge ihn lesen, und ich auf dem ganzen Erdenrunde für mich keinen so achtbaren Richter weiß, als eben diesen, in den mannigfal-

tigen Situationen meines Lebens treubewährten, redlichen Freund, der wenn gleich er nicht überall mit mir einstimmig denkt, mich dennoch achtet und am besten versteht, und deßhalb mein bester Trost gegen den Haß einer Menge starrdummer Narren ist, die ich leider auf allen meinen Wegen finde und meine Ideen nicht vertragen können. Leben Sie wohl. Gern biete ich meine Hand zum Frieden, wenn Sie ihn wollen. Gehen wir doch Alle jetzt nicht auf Rosen, und sollten wir daher nicht lieber die Verträglichkeit dem Gezänk vorziehen? Mit ungeheucheltem Dank erkenne ich die Empfindungen, die Sie mir äußern und will sie herzlich gern erwiedern, machen Sie es mir nur möglich, denn lügen will und kann ich nicht. Gleich Ihnen unterschreibe ich mich, bereitwillig, als Ihr ganz ergebener Freund und Diener von Held. Neu-Ruppin, Mittwoch den 28. Oktober 1807."

Held glaubte es angemessen, dem Minister von Stein, der jetzt in Memel an der Spitze der preußischen Staatsgeschäfte stand, einen Abdruck seiner Schrift wider Cölln zu übersenden, und schrieb dabei, nach bittern Klagen über den Geheimen Kabinetsrath Beyme und den General von Köckritz — der für Cölln's Beschützer galt —

in seiner gewohnten Weise: „Der Zusendung dieses Buches an Ew. Exzellenz liegt keineswegges die Absicht zum Grunde, als wollte ich das Mindeste bei Ihnen suchen, Sie um etwas bitten, Ihr Interesse für mich erregen. Das Bitten ist, wie Sie wissen, nie mein Fehler gewesen. Habe ich, indem ich vormals Ew. Exzellenz Gleichgültigkeit gegen mich gelassen ertrug, und mir keine Mühe gab, die, aus wahrlich unwürdigen Insinuationen, ohne alle nähere eigne Prüfung, in Ihnen entstandene Verdächtigkeit des doch immer nur geringen Beisatzes von poetischem Wesen zu meiner Natur, zu widerlegen, habe ich Sie damals um nichts gebeten, so wäre ein solcher Einfall unter den jetzigen Umständen doppelt absurd. Ich wünsche bloß, daß Ew. Exzellenz unterrichtet seien, und wissen mögen wovon die Rede ist, falls dieses Buch, welches Cölln gewiß an Köckritz schicken wird, in Ihrer Umgebung Anlaß zu allerlei Gewäsche geben sollte, und habe übrigens nichts dawider, wenn Beyme und Köckritz meine Gesinnungen gegen sie erfahren.“ — Im Zusammenhange dieser Angelegenheiten, deren Verzweigung sich nach Rußland erstreckte, schrieb er auch an den General von Klinger in St. Petersburg, der ihm theilnehmend antwortete, wiewohl

er den empfangenen Auftrag nicht erfüllen konnte.

Im März 1808 verlor Held seine Mutter, die in Guhrau im Hause ihrer Schwester starb, wo sie jahrelang Liebe und Pflege gefunden hatte. Sie hatte von einer kleinen Pension, die sie als Hauptmannswittwe bezog, und von der Unterstützung gelebt, welche ihre beiden Söhne ihr mit treuer Liebe zukommen ließen. In der letzten Zeit hatte diese Unterstützung freilich oft gestockt; der ältere Sohn war in der bedrängtesten Lage, der jüngere, als unangestellter Hauptmann in Potsdam lebend, in keiner viel bessern. Die Noth war allgemein, und das war insofern gut, daß niemand sich ihrer schämte. In dieser Franzosenzeit lag schwerer Druck auf allen Klassen; das ganze Land verarmte; schon die örtlichen Leistungen erschöpften alles Vermögen, die Beiträge zu den allgemeinen waren unerschwinglich. Der Staat, überladen mit Beamten, konnte nur wenige thätig anstellen, die Besoldungen der meisten stockten, wurden nur spät, theilweise, oder, wie bei Held, gar nicht ausgezahlt. In welchen Entbehrungen und Bedrängnissen dieser in der kleinen Stadt jetzt hinlebte, läßt sich aus den allgemeinen Zügen schon ermessen. Ohne die unverhoffte

immer nur kärgliche Aushülfe eines Oheims hätte er gar nicht bestehen können. Er wäre wohl gern nach Berlin zurückgekehrt, was Buchholz abwechselnd anregte und wieder abrieth, aber die Mittel zu dieser Übersiedelung fehlten, und es war überdies bedenklich, sich dort alten Ansprüchen und neuer Aufmerksamkeit bloßzustellen. So blieb er denn wie gebannt an dem Orte, wo er grade war, und der leider auch seinem Geiste gar nichts darbot. Einen Augenblick mochte der Umgang französischer Offiziere ihn anfrischen, aber die Gedanken und Gesinnungen, welche er bei den meisten fand, stießen ihn bald wieder zurück, weder seine Freiheitsliebe noch seine Ansicht Napoleons war ihnen genehm, und es fehlte wenig, so hätte ihn ein Oberst Lepin wegen gefährlicher Grundsätze angezeigt. Nicht viel besser erging es auch Buchholz, der bei ausgesprochener Vorliebe für Napoleon und als öffentlicher Wortführer der Aufgabe, die er demselben zuschrieb, mit den Franzosen keinen Verkehr hatte, ihren Behörden unbekannt blieb, und überzeugt war, von dieser Seite am wenigsten ein Verständniß hoffen zu können. Mit guter Laune trug er daher auch die Lasten, welche durch die Siege des gepriesenen Kaisers ihm mitauferlegt waren, und schrieb an

Held, indem er den guten Ertrag seiner Bücher rühmte: „Es macht mir, die Wahrheit zu sagen, einiges Vergnügen, daß ich für das Verdienst, Napoleon in der Welt pronirt zu haben, einige französische Soldaten füttern kann.“ Wie Held selber über solche Lasten dachte, und mit welchem Sinn er sein Theil an den Opfern für das Vaterland trug, ergiebt sich aus den schönen Worten, die er zum Lobe derer, welche bei solchem Anlaß auf ihre Vorrechte verzichteten, um diese Zeit niederschrieb: „Die Schönheit eines menschlichen Gemüths zeigt sich besonders deutlich in jenem Gefühle für Billigkeit, welches bei öffentlichen Drangsalen es verabscheut sich auszuschließen, und freiwillig zum Mittragen der gesellschaftlichen Leiden, und zur Theilnahme auch dann erbietet, wenn es sie vermeiden könnte.“

Mit Buchholz war sein Briefwechsel in dieser Zeit sehr lebhaft, aber auch mit dem Obersten von Massenbach, mit dem Kriegsrath Müchler und noch Andern stand er in brieflichem Verkehr, der sich hauptsächlich auf die Ereignisse und Schriften des Tages bezog, in welchen letztern er fortwährend und sehr wider seinen Willen betheiligt blieb. Der vielen Angriffe, die wider ihn geschahen, endlich müde, und empört über

die Entstellungen, welche man sich in Schilderung so mancher Zustände erlaubte, mit denen sein Schicksal so eng verflochten war, faßte er den muthigen Entschluß, gegen diese Verläumdungen und Lügen nothgedrungen die eigne Sache und freiwillig die des Vaterlandes mit offner Wahrheit zu vertheidigen. Er schrieb unter dem Titel „Blicke hinter Vorhänge“ eine ausführliche Streitschrift, deren Absicht und Stimmung durch einige Worte des Eingangs klar zu erkennen sind. Er sagt: „Ginge ich darauf aus, denen, die mir jetzt noch schaden können, wiewohl auch der Rest ihrer Macht bald dahin sein wird, zu gefallen, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, meinen Ton zu mildern und die strengen Wahrheiten wegzulassen, die der Unwissende nicht begreift, der Einfältige für übel angebracht hält, und der Schurke, der Narr, der Lebemann, der Allerweltsfreund, weder hören noch lesen wollen. Allein theils ist mir alles Halbe unleidlich, theils enthält die Größe meines Unglücks selbst den Grund, warum es mir gar nicht schwer wird, alles zu wagen und im höchsten Grade dreist zu sein. — — Nie wird der Schmerz mir andre Worte als die des Trotzes auspressen, und statt zu klagen und mich

zu schmiegen, werde ich nur desto stolzer. Nemo enim resistit sibi cum coeperit impelli (Senec. Epist. 13). Was umgiebt mich denn? Wo sind um mich her Menschen, achtbar und wichtig genug für mich, um mich zu bewegen, eine sanfte Sprache ihnen gegenüber zu führen? Meint ihr diejenigen, so jetzt noch das Fragment des preußischen Staates taliter qualiter regieren? — — Fast Alle, die ich jetzt noch im Preußischen regieren sehe, kommen mir vor wie die gierigen Plünderer eines gescheiterten Schiffswrackes, an dem sie das Strandrecht ausüben. Jeder hat seinen eigenen Kahn, und ist erfinderisch, wie er von dem übrigen Gute, unter dem Vorwande des Bergens, sich etwas zueignen könne. Die drei oder vier, vielleicht sechs, Rechtschaffenen und Verständigen in diesem Regiererhaufen, was vermögen sie gegen das verworrene und verwirrende Jahrmarktsgetümmel des Unsinns und — trotz ihrer Unwirksamkeit, Erbärmlichkeit und augenscheinlichen, zur Selbstvernichtung hinstrebenden Nullität — jeden Gedanken der rettenden Vernunft kindisch überschreiender, unendlich alberner Partheien; da das Tiefverächtliche in der ganzen Umgebung alle möglichen Ideen und Plane zu einer wohlthätigen Verschwörung, um die unheil-

bar Verrückten und Schlechten niederzuwerfen und wegzustoßen, in ihnen erdrückt, und das Ekelhafte der Gegenstände und der Personen ihnen alle Lust zu einem nervosen Handeln benimmt? — Nennt ihr das Publikum? O! der Gesichtspunkt, von dem es am häufigsten grade gegen diejenigen ausgeht, die es am besten zu ihm meinen, ist ohne alles feinere Gefühl, ohne allen Edelmuth, ohne allen philosophischen, ächte Wahrheit ehrenden Blick und Sinn, sogar ohne allen gesunden Menschenverstand, vermischt mit Neid und einer geheimen dummschadenfrohen Neigung, sich an dem Unglücke der Behaupter der Wahrheit und Tugend zu ergötzen. Auf Freunde, wirklich thätige, zu redlichem Streben kühn und redlich mithelfende, mitangreifende Freunde zu rechnen, ist leider völlig vergebens. Sie schweigen entweder, oder sprechen doch nur lau und behutsam. Zum Durchgreifen ist keiner zu bringen. — — Zwar wende, weil ich ein Mensch bin, ich mich an das Publikum, aber es geschieht ohne das Richteramt dieses Ungeheuers anzuerkennen, das aus disharmonischen Theilen und den rauhesten Extremen zusammengesetzt ist; es geschieht mit Trotz, Unwillen und dem männlichen Entschlusse, standhaft jedem Vorurtheile, jedem leeren Regierer-

dünkel, jedem betrügerischen Hohlschädel, jedem Unglück und Interesse entgegen zu treten, und dem eignen Sinne zu folgen, unbekümmert um irgend einen heutigen guten oder schlimmen Ruf, Beifall oder Haß des Tages. Dies wird mir um so leichter, da es mir mit dem Publikum im Ganzen wie mit einzelnen Wohnorten ergeht. Immer bin ich, so lange ich an einem Orte lebte, daselbst von den Meisten gehaßt, hinterher aber, wenn ich lange fort war, umgekehrt von den Meisten gelobt, und das was ich gesprochen und gethan hatte, ist gebilligt und richtig befunden worden. Ebenso ist die Zeit ganz nahe, wo das Publikum mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, mich loben, vielleicht lieben wird.“ — —

Ein Mann, der so spricht, kann allerdings in den Sachen irrig sein, aber an seiner Rechtschaffenheit läßt sich nicht zweifeln, und bis ihm bewiesen worden, daß er irrt, muß ihm freie Rede gestattet sein. Wir theilen noch seine Schlußworte hier mit: „Ungetrübt in meinem Gewissen, mit freier Stirn und dem Vorwurf stinkenden Selbstlobes unberührbar, darf ich behaupten, daß ich nicht zu den Schriftstellern gehöre, die, wie Fichte in seinen Reden an die Deutschen so schön und richtig sagt, gleich dem vom politischen

Winde aufgewühlten und bestimmten Pöbel, ihre Weisheit nur aus dem Erfolge ziehen, die ehmals aus Gewinnsucht schmeichelten, oder aus Furcht vor den Personen schwiegen, und nun die Gefallenen schmähen. Ich redete von diesen Gefallenen, da noch alle Macht und alles Ansehn an ihnen hafteten, eben also wie ich heute rede; ich riß einzelne Personen, die im vollen Glanze ihrer Gewalt an der Spitze des Staats standen, vor das Tribunal der öffentlichen Meinung, bewies sonnenklar ihre Untauglichkeit, Trägheit, Schlechtheit, ihren bösen heuchlerischen Willen, und daß aus solchen Ursachen solche Wirkungen, wie wir erleben, hervorgehen müßten und würden; ich sah schon ehmals, wo die aus der Verwaltung solcher Machthaber nothwendig erfolgenden Übel noch abzuwenden gewesen wären, eben dasselbe ein, was ich jetzt einsehe, und sprach es eben so laut aus. — Aber ich werfe nicht, wie so viele andre erst spät herzugelaufene Schreier und Skribenten, mit Koth und Schutt nach den Ruinen der eingestürzten Monarchie; ich stehe, das eigne Weh in dem des Vaterlandes bejammernd, neben diesen Ruinen, sage die ernsthaftesten Wahrheiten, sage mein Urtheil, und bin zum Urtheilen befugt, weil ich mit Aufopferung

meines Glücks und meiner Ruhe den Einsturz prophezeihte und davor warnte."

Außer dieser Schrift verfaßte Held im Jahre 1808 noch eine andre, durch Inhalt und Umfang nicht minder bedeutende, die er dem Freunde Buchholz widmen wollte. Beide sind unter des Letztern sichtbarem Einflusse, in größter Verehrung der Schriften desselben geschrieben, aber dennoch zeigt sich in dem Grundwesen eine tiefe Verschiedenheit. Buchholz führte alles im Staat auf ein bestimmtes Wissen zurück, und selbstgefällig und ausschließend wie er war, auf das Wissen der von ihm ausgedachten oder aufgestellten Sätze, ohne welche kein Heil in der Welt sein sollte. Buchholz meinte es gut mit dem Vaterlande, weil er hoffte, Preußen werde der Staat werden, den er sich ausgedacht. Held hingegen sah alles Heil in der sittlichen Kraft, in der Tüchtigkeit des Karakters, und vergaß dabei sich selber völlig; er rief nicht: „Seht, ich bin solch ein Mann!" sondern nur immer: „Seid solche Männer!" Der Karakter, war er überzeugt, wird die ihm nöthige Kenntniß leicht erwerben, sie sich aneignen oder gesellen. Sein Preußenthum war stets ein Königliches, die Macht des Königs war ihm die der Freiheit, des Fort-

schritts; seine Klage war am bittersten, wenn dies grade verdunkelt schien. Zu dieser Verschiedenheit kam noch eine nicht minder erhebliche im Gebiete der Darstellung. Buchholz hatte das Talent des Schriftstellers, er faßte die Sachen leicht und gewandt, und war stets eingedenk, daß er zu seinen Lesern sprach; daher wußte er selbst seinen Kühnheiten stets eine Art von Angemessenheit zu geben, wurde wohl bestritten und gehaßt, aber nicht eigentlich verfolgt oder angefochten. Held im Gegentheil, bei reicheren inneren Gaben als Buchholz, bei größerer Macht und oft auch Schönheit des Ausdrucks, entbehrte des eigentlich schriftstellerischen Talentes gänzlich. Nie, wenn er schrieb, dachte er an das Publikum, wollte er es einmal, so gelang es ihm nicht, es war gegen seine Natur. Er dachte an die Sache, an die Wahrheit, und diese, mit allen darein verwickelten oder daran klebenden Personen, warf er ohne Rückhalt und Schonung in die Öffentlichkeit; daher auch gleich, wenn Held etwas schrieb, Angst und Lärm und Gefahr! Auf die Personen aber mußt' er losgehen, weil eben der Karakter ihm alles war; die Quelle des Guten wie des Bösen mußte er grade darin aufzeigen. Er schrieb wie jemand, der mit sich selber spricht, und daher mit Stoff

und Ausdruck keine Umstände macht. Der Schriftsteller aber weiß, und muß wissen, daß er zu Andern redet, er sichtet seinen Stoff, wählt seine Ausdrücke. Dieser Gesichtspunkt scheint uns in Betreff Held's nothwendig festzuhalten, wenn man ihm nicht Unrecht thun will.

Diese Schrift, gleich der vorigen, ist unsres Wissens nicht gedruckt worden, wenigstens nicht ganz, und könnte auch heute noch nicht ganz erscheinen. Wir theilen einige Stellen mit, in denen sich Gesinnung und Ansichten entschieden aussprechen. Von den Staatsmännern des Jahres 1806 wird gesagt: „In dieser ganzen Reihe befand sich nicht ein einziger Mann, genugsam mit Verstand im Kopfe und Muth im Busen ausgerüstet, um den großen Gegenständen des Zeitgeistes gewachsen zu sein. — Woher im Allgemeinen der Trieb kam, wohin die Sehnsucht ging, wußte keiner. Keiner wollte oder konnte sich dem alltäglichen Kreise seiner gewohnten Geschäfte, persönlichen Verhältnisse und Einkünfte entwinden, um mit der vollen Macht der Phantasie, mit jener kühnen lyrischen Freiheit, welche Göttern ähnlich schreitend auf den Gipfeln der menschlichen Dinge einhergeht, mit der Poesie, der Andacht und dem Heroismus, den Offenbarern der

schrecklichen sowohl wie der entzückenden Geheimnisse der Natur und des Göttlichen, sich über Vergangenes und Künftiges, über jetzige und ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche im weiteren Sinne zu verbreiten und des Lebens umfassende Resultate zu ziehen. Keiner war über dem Stoffe. Alle waren mit demselben, und zwar mit dessen unterstem Schlamme vermengt." An einer andern Stelle heißt es: „Gesetzt, Bacon's erhabene These: „Kenntniß allein ist Macht", sei ihnen gelegentlich zu Ohren gekommen, so drückte sie sich doch auf ihre Hirne nicht ein, und schien ihnen bloße lateinische Schulfüchserei. Macht auf Kenntniß zu gründen, wie konnte ihnen das in den Sinn kommen, da ihnen die Kenntniß fehlte, und in den Fesseln der Formen und der Gewohnheit zu vegetiren, für sie einen weit größern Reiz hatte, als Bewegung mit Verstandeshelle in der Ideenfreiheit? Napoleon's Laufbahn lehrte offenbar, daß, wer herrschen und an der Spitze der menschlichen Dinge stehen will, zu den zeugenden und schaffenden Geistern, nicht zu den empfangenden und gebährenden gehören müsse. — Was auch die ganz eigene und für sich sehr konsequente Logik der Feigheit und Gemächlichkeit vorwenden mag, der Werth des Mannes liegt

entweder in seinem Karakter und in dessen fester Behauptung, oder nirgends. Staunen, sich verwundern, nur immer erst dann expostuliren und schreien und klagen, wenn man angestoßen wird; statt dem Schicksale mit keckem Vertrauen etwas abzufragen, ängstlich abwarten und horchen was es bringt; statt über den Massen zu schweben und mit ihnen Gott weiß wohin wogen, ohne alle Ideenreaktion schlummern, bis man von außen von fremden Ideen gedreht und getummelt wird; — zweideutiges Schwanken zwischen Trotz und Nachgiebigkeit, zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen halben Maßregeln und halben Entschlüssen: das ist die Manier der Stümper, nicht die intelligenter Regierer, die ihre Bestimmung erkennen und erfüllen.“ Die folgende Stelle darf sich hier anschließen: „Die Natur, wie sie sich im Menschengeschlechte ausspricht, wird von einem ewigen Kunstgeiste belebt, der, unerschöpflich in seinen Produktionen, nachdem er Gestalten gebildet und vollendet hat, über sie wegeilt, und sie als Elemente, als Anfangs- und Ausgangspunkte zu neuen Bildungen verbraucht. Sie klingt dem trägen Egoismus widrig, diese Wahrheit, dennoch gründet sie sich auf eine höhere und offnere Anschauung der Natur und Geschichte als jenen

Befangenen zu Theil geworden, die, weil sie nicht vorwärts wollen, zurückgingen, und keinen Maßstab für das Große in sich trugen, weil sie nach keiner einzigen Richtung und in keiner einzigen Beziehung sich zur Größe erhoben hatten."

Er läugnet nicht, daß unter den Männern jener Zeit auch vortreffliche Köpfe gewesen, aber in solchen Verhältnissen befangen, die ihnen alle kräftige Einwirkung unmöglich gemacht, und selbst den Willen und Muth dazu benommen. „Unmöglich, — sagt er, — können Menschen, die seit Jahren sich an das Verstellen, Zurückhalten, Temporisiren gewöhnt haben, in so heißen Momenten die Kühnheit einer eignen Meinung zeigen, denn alle langdauernde Verstellung macht listig aber nicht klug, macht schlecht aber nicht rechtschaffen, macht schwach aber nicht stark. Ein edelstolzer, sich fühlender Mann ist zu stolz um sich zu verstellen; er zieht ein Ja oder Nein auf jede Gefahr der Künstlichkeit vor, und weiß es, wie nichtswürdig alle Vortheile der List gegen die Genüsse eines freien, offnen, lebendigen und seelenvollen Karakters sind. Offne Seelen können nicht anders, sie müssen sich verrathen. Was aber unter der Presse einer langen Zurückhaltung gelegen, hat die Elastizität verloren, ist nur noch kränkelnd

vorhanden, und nie mit einem kräftigen Antriebe zum Hervorbrechen verbunden." Weiterhin spricht er über den Gegensatz des Weltbürgersinnes und der Vaterlandsliebe, und gleicht beide folgendermaßen aus: „In der Angst, da die Donner des Schicksals sich naheten, brauchten sie das Wort: Patriotismus, bloß als eine Zauberformel, mit der sie den bösen Geist zu bannen gedachten. Aber nur derjenige, der als Mensch Kosmopolit ist, kann als Bürger, und mehr noch als Staatsdiener, Patriot sein. Schaler Witz, über den Weltbürgersinn zu spotten! Er sucht, da wo er den Kopf erleuchtet, ja ohnehin von selbst im Herzen seine Beschränkung, weil auch den stärksten Geist die Weite eines Welthorizontes ermüdet und ihn immer zum Gefühl der Nationalität zurückführt. Unterdeß leistet er jedoch den wichtigen Dienst, daß er, weit entfernt den Patriotismus zu schwächen, ihn erhöht, bestimmt, umsichtiger macht, damit dieser nicht in politische Schwatzereien, in lächerlichen Eifer, in persönliches Interesse, in schlechte Anhängigkeit an verächtliche Beutelvortheile ausarte. Nur der Kosmopolitismus giebt dem Patriotismus erst den wahren Gehalt, jenen hochherzigen Hang zur bereitwilligen Vergessenheit seiner selbst, um des Staates willen, zur



uneigennützigen Theilnahme an dem richtigen Interesse der Nation, zur edelmüthigen, thätigen, alles aufopfernden Mitwirkung für das Wohl des Vaterlandes, für Ehre und Kraft der Regierung."

In Erklärung der Ursachen, warum er mit seinen Darlegungen nicht warte, und sie bis nach seinem Tode zurückhalte, stimmt er mit neuern Anregungen überein, die auch meinen, des Schreibens sei genug, jetzt sei das Thun nöthig, und die doch bei dieser Gesinnung auch nichts können, als eben nur sie niederschreiben, und noch dazu in dicken Büchern! Held sagt hierüber: „Gewiß nicht verwerflich ist der Trieb, auch nach dem Tode noch in Wirkungen fortzudauern. Doch sind nur sehr wenige, höchstedle und zugleich politisch sehr wichtig und auf eine eingreifende Weise thätig gewesene Männer berechtigt, in seltenen Fällen, Geheimnisse und Wahrheiten, wenn dergleichen vorhanden sind und ihre Enthüllung schädlich wäre, der Mitwelt vorzuenthalten, um sie der Nachwelt zum historischen Unterricht zu überliefern. Solche eminente Karaktere schonen sich aber überhaupt selten, indem ihr Muth, die Poesie der Thaten der des Bücherschreibens und Versemachens vorziehend, es würdiger achtet, im Leben zu handeln, als nach dem Tode gelesen zu werden. Der

Tugendhafte fürchtet nie des Lasters, der Mann von Einsicht nie der Dummheit Macht, darum darf nur der an den Tod appelliren und seinen Kranz von der Nachwelt erwarten, der lebend viel geleistet hat. Zum Schreiben seine Zuflucht nehmen, ist nur dann der Mühe werth, verdienstlich und erlaubt, wenn die Thaten unmöglich geworden sind, denn an sich sind Thaten mehr geeignet, der Welt ein Andenken persönlicher Virtuosität zu hinterlassen, als Schriften. Zwar freilich spricht die Schrift, fand der fliehende Saturnus sie ausgezeichnet genug um sie zu fixiren und nicht mitgehen zu heißen, auch noch nach Jahrtausenden, aber um die That windet sich doch das hellere ätherische Licht. Dem, der nicht an seine Zeit sich mit Thaten anschließt, fehlt das Fußgestell zum Aufschwunge in die Zukunft, und in den historischen Himmel steigt keiner, als dem schon die Gegenwart Strahlen mitgiebt auf den langen Weg. Im Grunde ist es doch immer ein Anzeichen von Furchtsamkeit, die Gefahr zu scheuen, wenn Handeln und Reden Nutzen stiften könnte, und erst nach dem Entrinnen aus der Gefahr, aus dem Schreiben ein Handeln machen zu wollen, wenn es keinen Nutzen mehr stiften kann!" —

Am 29. Mai 1809 starb in Kassel Johannes von Müller, der aus einem Hasser Napoleons, wie Held, ein Bewundrer desselben geworden war, aber mit dem Unterschiede, daß während er in Glanz und Ehren der siegenden Sache angehörte, Held nur fester an das Vaterland sich anklammerte, und dessen tiefstes Elend mitgenoß. Über Johannes von Müller urtheilte Held schon in früherer Zeit nicht günstig, und hat zum Theil vorausgesprochen, was später durch Andre, besonders durch Woltmann, nachdrücklich durchgeführt worden. Held sagt ganz offen: „Für mich gehört es zu den unbegreiflichsten Erscheinungen, woher dieses Schriftstellers Ruhm entstanden sein mag, und warum er der deutsche Tacitus genannt wird, da ich, der ich doch den wirklichen Tacitus hoch verehre, mit dem aufrichtigsten Willen drei- oder viermal recht ernstlich angesetzt habe, Müller's Schweizergeschichte zu lesen, und dennoch, von unüberwindlichem Ekel abgestoßen, es nie bis über die erste Hälfte des ersten Theils dieser pretiösen Kronik bringen konnte. Der Aufwand ungeheurer Mühe berechtigt noch nicht zur Verwandtschaft mit dem edlen, gediegenen Karakter des kernichten, und gedrängter Gedanken vollen, römischen Annalisten. Eine Klafter knor-

riges Holz klein sägen oder über Sturzäcker Karriere reiten, wäre mir viel leichter, als mich durch dieses holprige Buch zu arbeiten. Wunderbar gleichen die Schriften des Müller seinem Körper- und Gliederbau. Man sieht es seiner Nase, seiner Hand deutlich an, daß die Natur, im Begriff eine männlich schöne, imponirende Nase, eine kräftige Faust, kurz, etwas männlich Vollkommenes zu bilden, davon gegangen, das angefangene Werk unvollendet liegen geblieben, und, mehr verschrumpft als zur Reife gediehen, in das Leben getreten ist. — Grade eben so ist es mit allem was er geistig produzirt, schreibt. Halber Embryo; Ansatz zur Kraft, keine vollendete, gereifte; ein beständiges Wollen, straff und fest einherzuschreiten, das sich aus Ohnmacht selbst überspringt. Und dieser Mann, dem Friedrich der Große Geist und Ideen absprach, wurde zum Geschichtschreiber Friedrich's des Großen bestellt! Wo ist je ein ärgerer Verstoß, eine tollere Sottise begangen worden? — Ja, was noch mehr, wenn ich recht auf's Gewissen, auf Ehre, und die Hand auf das Herz fordernd, nachfragte: „Haben Sie, hast Du denn in der That des Johannes von Müller's Schweizergeschichte von Anfang bis zum Ende durchgelesen?" ergab es

sich jederzeit: Nein! und dann kam das ehrliche Geständniß hinterher, es sei nicht zum Aushalten gewesen. So betheure ich, daß ich bis jetzt, in meiner ausgebreiteten Bekanntschaft noch keinen einzigen Menschen habe auffinden können, der jene gleichwohl berühmte Schweizergeschichte ganz durchgelesen hätte. Einer plappert das Rühmen immer dem Andern blindlings nach, und die wenigsten wissen, wovon die Rede ist." — Er folgert hieraus, daß es um den Ruhm bei den Zeitgenossen, der noch nicht die Prüfung der Jahrhunderte bestanden, ein zufälliges, zweifelhaftes Ding sei, und daß dieser Ruhm für den wahrhaft Ruhmwürdigen wenig bedeute, als welcher seinen Lohn in seinem Innern trage, in der Einigkeit mit sich selbst; einen andern gäbe es nicht, wenigstens nicht in dieser Welt. — Was Johannes von Müller betrifft, so sind wir der Meinung, sein Ruhm gründe sich auf seine Leidenschaft zur Geschichtskunde, und auf deren Ausdruck in seinen Briefen, Kritiken und kleinen Aufsätzen, die den Kern seines Wesens und das Werkzeug seines Ansehns enthalten. —

Nach unsäglichen Drangsalen, welche Held in Neu-Ruppin während drei Jahren, gleichsam als Gebannter, gelitten und durchgemacht, und zu

denen zuletzt auch noch schwächende Krankheit sich gesellt hatte, gelang es ihm endlich, im Sommer 1809, den Aufenthalt wechseln und zuvörderst eine Erholungskur im Bade zu Freienwalde unternehmen zu können. Er gesteht aber, daß er in jener Zeit des Bannes, ungeachtet alles herben Ungemachs und Leidens, wo das Lesen des Montaigne, der Elegieen des Ovid, der Hieroglyphen von Rühle und Lilienstern, der Briefe des Seneca, und der Schriften von Buchholz, seine einzige Erfrischung gewesen, sich geistig viel wohler und kräftiger befunden, als in den vorhergegangenen drei Jahren, jenem Zeitraume von 1803 bis 1806 zu Berlin. Über die Hieroglyphen schrieb er einem Freunde: „Ich habe gejauchzt, ich bin ganz entzückt gewesen, und diese Empfindung dauert noch immer steigernd fort, je mehr ich darin lese. Es fehlt mir an Worten, den Grad der Liebe und Bewunderung vollkommen auszudrücken und die hohe Achtung darzuthun, wovon ich für den Verfasser durchdrungen bin. Welch eine Welt lebt und bewegt sich in diesem reichen Kopfe, in diesem strahlenhell schönen Gemüthe! — Das ganze Buch ist gediegener Geisteskern, und giebt zu tausend neuen Ideen Anlaß. — Was ich nur nicht zu begreifen vermag,

ist, wie Rühle seinen Zustand in Potsdam, mitten in solcher Umgebung von Strohköpfen und Pinseln, hat aushalten können!" — Freienwalde wurde ihm wohlthätig für Körper und Geist, er fühlte seine Kraft und Munterkeit wiederkehren. Auch seine dichterische Ader schlug wieder lebhafter. Die Aussichten für Preußen waren trübe, der Staat schien auch im Frieden noch unterzugehen; da dichtete Held ein Trostlied für die Deutschen an der Spree und Oder, worin es heißt:

„Zaget nicht, wenn Schmach und Noth und Trauer
Schwer das deutsche Vaterland bedeckt.
Deutschlands Blüthen wurden stets von rauher,
Sturmbewegter, trüber Luft geweckt.
Deutschland stieg noch immer aus Beschwerden
Glänzender empor, und können wir
Nicht als Preußen wieder glücklich werden,
Doch als Deutsche werden wir's dafür."

Und der Schluß, auf die damals neue Gesetzgebung deutend, sagt:

„Zaget nicht! Schon weht der Freiheit Flügel
Euch, ihr armen Bauersleute, an.
Zage nicht! Ergreife selbst die Zügel
Deiner Stadt, du guter Bürgersmann!
Endlich wird auf Deutschlands frommen Herden
Lodern heil'ges Patriotenlicht.
Sind wir wirklich Deutsche — besser werden
Wird dann alles; darum zaget nicht!"

Im August dieses Jahres empfing Held durch Altenstein und Heydebreck, welche jetzt den preußischen Finanzen vorstanden, aus Königsberg endlich die Nachricht, daß sein Wartegeld wieder regelmäßig ausgezahlt werden solle. Auch die alte Absicht Struensee's, ihn beim Salzwesen anzustellen, lebte wieder auf, und wie Heydebreck fortfuhr Held's eifriger Freund zu sein, so verläugnete Altenstein die hohe Achtung nicht, welche der Karakter des Mannes ihm von jeher eingeflößt hatte. Held kehrte vorläufig nach Neu-Ruppin zurück, um seine häusliche Lage zu ordnen. Inzwischen hatten die Franzosen das Land, mit Ausnahme der Oderfestungen geräumt, und während sie einen neuen ernsten Kampf wider Österreich zu führen hatten, konnte die preußische Staatsverwaltung etwas zu Athem kommen. Ein ganz neues Preußen bildete sich heran, die einst Mächtigen waren todt, beseitigt, vergessen, die früheren Geschichten klangen nur wie Mährchen aus alter Zeit. Jedoch setzte Held auf die Personen, welche er an der Spitze sah, noch immer wenig Vertrauen, und wenn er dennoch voll Hoffnungen für die Zukunft war, so gründeten sich diese hauptsächlich auf den Geist, den er im Allgemeinen wirksam glaubte. Diese Hoffnungen

hielt er auch noch fest, als Österreich den Wiener Frieden geschlossen, und die Aussicht für Norddeutschland sich auf's neue getrübt hatte. Er schrieb im November an einen Freund: „Sie prophezeihen Deutschland und besonders uns Preußen, jetzt nach dem Wiener Friedensschluß, allgemeine Verzweiflung und die ärgste Sklaverei! Mit nichten! Dahin wird und kann es aus natürlichen Gründen nicht kommen. Denn nahe ist die Zeit, wo alles um uns her eine freiere, hellere, offnere Aussicht gewinnen wird, und unzählige noch schlummernde Keime des Glücks sich entfalten werden. — Gesetzt aber auch, daß wir beide keinen guten Erfolg erlebten, und unsre Augen, so lange sie noch offen stehen, immerfort nur Hudelei, Schimpf, Schmach, Schande sähen, so würde ich für meine Person dennoch nicht verzweifeln, und zwar darum nicht, weil ich nicht im Fühlen, sondern im Denken lebe, und dieses Denken mich lehrt, daß in der Weltgeschichte die Ellen des Völkerglücks oder Unglücks oft sehr lang sind. — Soll denn der Weltgeist die Angelegenheiten dieses Erdballs gleichsam citissime expediren, um meinen Beifall einzuärnten, und von mir ein: Herr, du hast alles wohlgemacht! zu vernehmen? — Daure Deutschlands und unser

preußisches Elend noch zwanzig, dreißig Jahre; schichten Sie alle erdenkliche Leiden in diese Jahre zusammen, immer antworte ich Ihnen: es ist ein historisches Interimistikum, woraus unfehlbar sich etwas Gutes entwickeln wird."

In dieser Zeit machte Held eine Bekanntschaft, die nicht wenig dazu beitragen konnte, sein verwundetes Gemüth mit dem Leben auszusöhnen. Er hatte heiß geliebt, und war getäuscht worden, er glaubte für sich kein Eheglück mehr möglich. Aber in dem Vierzigjährigen war die Neigung noch nicht erloschen, und er durfte sogar Gegenliebe erwarten. Er feierte diese neue Empfindung in Liedern, die seinen Schmerz und seine Freude mit Rührung aussprachen und die neue Stimmung begeisterte ihn zu einer Hymne an die Reinheit, die ihm wie im körperlichen so auch im sittlichen Sinn eine heilige Tugend war. Indeß waren seine Verhältnisse im Augenblicke nicht von der Art, um an eine Verbindung denken zu dürfen. Er war völlig arm, verschuldet, ohne sichern Boden unter den Füßen, und die Aussicht, ein neues Hauswesen zu begründen, lag in weiter Ferne.

Nachdem er im Sommer 1810 seinen Aufenthalt in Berlin genommen, fand er hier zwar

eine ganz veränderte Welt, aber wenn sie ihm nicht feindlich war, wie die frühere, so war sie doch für ihn bei weitem noch keine günstige. Von seinen Feinden war nicht mehr die Rede; Hoym, nachdem er noch das Zusammenbrechen des Staates erlebt, war in Dunkelheit gestorben; Goldbeck, als Großkanzler durch Beyme abgelöst, lebte zurückgezogen, und auch Beyme war wieder verabschiedet und jetzt auf Reisen; Rüchel lebte in stiller Einsamkeit auf dem Lande. Aber dem Freiherrn von Hardenberg, welcher jetzt als Staatskanzler an der Spitze der preußischen Angelegenheiten stand, war Held so gut wie unbekannt; auf die Fürsprache von Freunden durfte er wenig rechnen, da diese, der eignen Verhältnisse eingedenk, einen Mann seiner Art zu empfehlen fürchteten; und genug Fähige und Unfähige drängten sich zu jedem Amt, um einem Manne, der im Drängen und Bitten sehr ungeschickt war, den Zutritt zu erschweren, ja unmöglich zu machen. Ein freierer Geist war in der Behandlung der Geschäfte wahrzunehmen, eine lebhaftere und raschere Regsamkeit, die Lage des Staates erforderte große Anstrengung und neue Hülfsmittel, und die Noth der Zeit wurde benutzt, um allgemeine Reformen zu bewirken, die in ruhigen

Zeiten schwerlich Eingang gefunden hätten. Diese Bewegungen geschahen alle unter den Augen eines mißtrauischen Feindes, und mußten seiner Aufmerksamkeit möglichst entzogen werden, besonders ihre politische Bedeutung, sofern Preußen durch diese großen gesetzgeberischen Maßregeln innerlich erstarkte und sich zu künftigen kriegerischen in der Stille vorbereitete. Diese Verwicklung zu beherrschen, war Hardenberg ganz der Mann, und es lag in der Natur der Sache, daß diese Verwicklung denen, welche nicht das Ganze übersahen, als eine Verwirrung erschien. Dieses war auch der Fall mit Held, der Widersprüche auf Widersprüche sich häufen und nirgends eine Richtung sah, die ihm eine entschiedne hätte heißen können. Dies gab ihm Anlaß, eine Hymne an die Konfusion zu dichten, und den Zustand des Staatswesens mit herber Satire zu beleuchten. Das Gedicht konnte denen, welche das Allgemeine desselben irgendwie auf sich beziehen mochten, nicht gefallen, und der Polizeipräsident von Berlin, Justus Gruner, verweigerte ihm die Erlaubniß zum Druck; wenn er diese auch der Hymne an die Reinheit versagte, so erschien das als bloße Willkür, und dem Freisinne, den man an ihm rühmte, wenig gemäß.

Daß auch in der Rechtspflege die Früchte des neuen Geistes kaum zu spüren waren, erfuhr Held in einem ihn selbst betreffenden Falle, der seinen alten Groll gegen die Gerichtsformen bitter aufregte. Sein Freund Rothardt war in solchen Vermögensumständen gestorben, daß das Kammergericht einschreiten mußte. Das Darlehn, welches Held in der Zeit seiner größten Bedrängniß von Rothardt empfangen hatte, kam hiebei zur Sprache, und es fragte sich, ob Held der Masse noch zweihundert Thaler schuldig sei; das Kammergericht entschied Nein, und Held empfing von demselben eine Verfügung, worin dies ausgesprochen, zugleich aber ein Kostenbetrag von fünfzig Thalern sieben Groschen gefordert wurde, unter nochmaligem Anbefehlen und mit Berufung auf bereits zugefertigte Rechnungen. Er war nicht wenig betroffen über eine solche Zumuthung, und wies zuvörderst die Angabe zurück, daß ihm früher irgend eine Mittheilung des Kammergerichts zugekommen sei, oder auch nur habe zukommen können, denn er habe die letzten Jahre in der größten Verborgenheit gelebt, und nur wenige Freunde hätten seinen Aufenthalt gewußt; sodann verlangte er die genaue Darlegung der einzelnen Beträge, aus denen jene unverhältnißmäßige

Summe erwachsen solle. Seinen ganzen Unmuth gegen das Gericht auszusprechen, hielt er sich diesmal doch zurück, schrieb aber desto rückhaltloser an den Minister Kircheisen, der an des abgetretenen Beyme Stelle jetzt Justizminister war. Dieser hatte früher als Mitglied des Kammergerichts an der Verurtheilung Held's Theil gehabt, doch dabei seine Achtung und selbst Vorliebe dem rechtschaffenen und muthigen Manne nicht versagt, den er das Opfer der Formen werden sah. Jetzt widmete er dem Wiedergekehrten die freundlichste Theilnahme, und bezeigte besonders auch ein lebhaftes Verlangen nach dessen Gedichten, und Held säumte nicht, ihm einige zu senden, wobei die neuesten nicht fehlen durften. Er hatte schon dem Minister seine Klage in rauhen Worten geschrieben: „Daß ich in der Nothardt'schen Sache freigesprochen worden, das konnte nicht anders sein, insofern noch einigermaßen Funken von gesunder Vernunft nicht ganz verglimmt sind. — Bin ich aber freigesprochen, was will denn die Justiz von mir? Kann sie mir nicht Ruhe gönnen, da gränzenloser Abscheu mich auf den ganzen Rest meines Lebens von ihr zurückstößt, und ich ihre Hülfe niemals wieder in Requisition setzen werde? Was sind denn das für Kosten, die ich zahlen

soll, und aus welchen Gründen? Um zu erfahren, daß ich der Masse keine zweihundert Thaler schuldig bin? Das wußte ich ja vorher, und erklärte das Mißverständniß, gleich anfänglich vor sechs Jahren, dem Kammergerichte mit der vollkommensten Aufrichtigkeit und Bündigkeit. Ich erkläre also hiemit, daß ich keine fünfzig Thaler sieben Groschen bezahlen kann und will. Die Exekution mag morgen oder in vierzehn Tagen bei mir einbrechen, das ist mir völlig gleichgültig. Mit schallendem Gelächter werde ich sie empfangen, mich mitten in mein Zimmer stellen, und die Landreiter nach Belieben schalten und walten lassen, ob sie da etwas finden, wo ich nichts sehe? Nichts in dem Zimmer, welches ich bewohne, gehört mir, nicht einmal das Wasserglas, aus dem ich trinke. — Von meinen Büchern, die keinen Geldwerth haben, würde ich mir den Tacitus und Sueton in die Tasche stecken, und die übrigen gern den Landreitern überlassen. — Ist es nicht wahre Grausamkeit und elende Pracherei, mich, der ich wegen Entfernung von dem Ausgange des Rothardt'schen Prozesses nicht unterrichtet werden konnte, sogleich, als ich kaum wieder hier warm geworden bin und einige Thaler Wartegeld empfange, mit einer solchen Rechnung zu quälen,

deren Unbezahlbarkeit jedem nur halbvernünftigen Dezernenten einleuchten muß? Will das Kammergericht sich zum zweitenmale an mir prostituiren? Ist eine in dem Verhältnisse zu dem Objekt so ungeheure und unverschämte Kostenforderung nicht ein eben so strenger als kläglicher Beweis, daß ein Land, worin die Justiz so verwaltet wird, seine Revolution noch nicht überstanden hat und der ferneren Korrektionspeitsche des Schicksals bedarf." Zeigt ein solches Schreiben, unter den in ihm selbst angegebenen Umständen geschrieben, ein unbeugsam trotziges, ein Catonisches Gemüth, dem wir unsre Theilnahme nicht versagen können, so sehen wir doch mit nicht geringerer die edle Billigkeit und Großmuth des Ministers, der ein solches Schreiben gütig aufnimmt, und nur freundlich mahnend rügt, um den Schreiber wegen eines Tones zu warnen, der ihm an andern Orten unfehlbar Haß und Ahndung erwecken müßte.

Endlich kam denn doch Held's Angelegenheit bei dem Staatskanzler zur Sprache, und dieser machte es sich zur Pflicht, den vielgeprüften und bewährten Mann, nach so vielen Kämpfen und langen Leiden, durch ehrenvolle Anstellung dem Staate zu versöhnen und wiederzugewinnen, dem

Staate, der nur den übertriebenen Eifer der redlichsten Vaterlandsliebe in ihm gestraft hatte, und dem er mit Herz und Seele stets anhänglich geblieben war. In der That ist es bemerkenswerth, daß während aller Stürme und Krisen, da dieses Preußen, das ihn so hart verstoßen, selber kaum fortbestehen zu können schien, niemals in der Seele des Gebeugten auch nur der Gedanke aufsteigen konnte, dieses Land zu verlassen, und anderswo sein Glück zu suchen; im Gegentheil, je schwerer das Unglück wurde, desto mehr fühlte er sein Recht an Land und Staat. Ihn so herzustellen in seinen Verhältnissen, als ob er in den früheren ununterbrochen fortgerückt wäre, fand Hardenberg zu eignem Bedauern unthunlich, aber er wollte ihm ein Amt geben, bei welchem er versorgt wäre, und ohne Widrigkeit seine nie verkannten Fähigkeiten dem Gemeinbesten widmen könnte. Dazu schien die Salzfaktorei zu Berlin, welche schon Struensee ihm zugedacht hatte, vollkommen geeignet. Das Amt war gut ausgestattet, hatte seine geordnete Arbeit, und mit politischen Meinungen nichts zu schaffen. Allein Hardenberg konnte nicht wehren, daß die eben erledigte Stelle aus Ersparungsgründen in ihren Vortheilen fast um die Hälfte verringert wurde,

das Amt war also nicht mehr das ursprünglich ihm zugedachte; aber auch so war Held gern damit zufrieden, und sah es als seine Rettung an. Indeß auch dieses bescheidene Loos wollten ihm Neid und Bosheit nicht gönnen, und gehässige Ränke suchten den Staatskanzler umzustimmen. Da Held seine Gegner kannte, so trat er nochmals zum letzten Kampfe muthig auf, und schrieb an den Staatskanzler offen und klar die wahre Lage der Sache, und wie er fürchte, daß ihm der Willen und die Gesinnungen desselben fruchtlos blieben, wenn sein Befehl nicht durchgreife, und ohne, und nöthigenfalls wider seine Räthe, das Beschlossene ausführe. Er gab an, wie der Befehl beschaffen sein müsse, um jeden Widerspruch zu beseitigen, und fuhr dann fort: „Auf diese Weise, und wenn Euer Exzellenz Befehl genau in obigen terminis und Zahlen ausgedrückt würde, hätte ich jährlich etwa zwölfhundert Thaler, und dies ist dasselbe was ich hatte, da vor zwölf Jahren der damalige Kabinetsrath Beyme mich verhaften ließ, und mich und meine Kinder so unglücklich machte. Mit zwölfhundert Thalern bin ich völlig und auf mein ganzes Leben zufrieden. — Das ganze Einkommen des Vorgängers behalten zu wollen, fällt mir gar nicht ein, und ich mache keine Ansprüche

darauf. Er war bekanntlich ein sogenannter natürlicher Sohn des Ministers Schulenburg, und wurde als solcher früh begünstigt."

Hatte jedoch Held einmal die Feder in der Hand, um an hohe Staatsbeamte zu schreiben, so war es ihm unmöglich, nur seine persönliche Sache zu erörtern, er ging dann auf Allgemeines ein, und sprach seine Überzeugungen aus, die leicht wieder verdarben was er für sich zu bewirken auf dem Wege war. Er konnte sich diesmal nicht erwehren, seine Schrift über Preußens Vergrößerung im Westen beizulegen, und den Staatskanzler zu bitten, wenigstens die angestrichenen Stellen zu beachten. „Ich schrieb das Büchlein — fuhr er fort —, vor zwölf Jahren, in einer finstern Zelle der hiesigen Hausvogtei, wo ich acht Monate zubrachte, binnen zwei oder drei Wochen, um mich von dem juristischen Inquisitionswitze zu erholen, womit ich dort gequält ward. Es war zur nämlichen Zeit, da Preußen die damals sogenannten Entschädigungsländer erwarb, das heißt seinen Archipel im nordwestlichen Deutschlande zu meinem Ärger nur mit einigen neuen Inseln vermehrte, statt das ganze Norddeutschland in Besitz zu nehmen, wozu sich damals die bequemste Gelegenheit darbot. Da diese meine

Lieblingsidee unausgeführt blieb, so war mir der nahe Verfall unsres Staates keinen Augenblick mehr zweifelhaft, und seitdem hat sich mein Gemüth hier zu Lande fortwährend in demselben peinlichen Zustande befunden, wie etwa der Prophet Hesekiel sich zu seiner Zeit in Judäa, und Kassandra in Troja befinden mochte. Jenes trüben Glaubens bin ich, diese Pein zerreißt mich noch, und dies ist der wahre Grund, warum ich nichts anderes sein will und sein kann, als ein nichtsbedeutender Salzfaktor." Nachdem er sich noch weiter ausgesprochen, was er glaube, daß zunächst geschehen müsse — außer der nothwendigen Ausründung nach außen, hält er auf einige Jahre eine strenge, nachdrückliche, höchstfreimüthige Despotie im Innern für unerläßlich, — fährt er fort: „Niemand fühlt mein brennendes Leid, wenn ich bedenke, daß einst die Geschichte uns Preußen nur als ein ephemeres, sonderbares Phänomen, als ein gewesenes großes militairisches Kantonnement betrachten, und nur den europäischen, mit Friedrich unserm Hyder Ali wieder verschwundenen Mahrattenstaat nennen wird!"

Hardenberg, der aufmerksam auf gewandte Schriftsteller war, und auch in jener Zeit, wo ihnen wenig Freiheit blieb, sie gern an sich zog,

hatte auch Held, ohne Zweifel durch Heydebreck, auffordern lassen, seine Feder den neuen Staatseinrichtungen zu widmen, zu welchem Zweck er später auch Adam Müller gewinnen wollte, und Buchholz wirklich gewann. Held aber antwortete: „Gern würde ich Euer Exzellenz meine Feder anbieten, wenn ich hoffen dürfte, Ihnen damit nützlich zu sein. Allem, was im gemeinen Sinne Vergnügen heißt, längst abgestorben, und auf den Umgang nur weniger und achtbarer Freunde beschränkt, hätte ich im Winter Zeit genug dazu. Ach! aber meine traurigen Erfahrungen haben mich mißtrauisch gemacht, meine ermattete Seele ist zu träge geworden für alles Detail; keine Zensur von Lissabon bis Riga und Wien duldet die Berührung dessen, worauf es eigentlich ankömmt, die einheimischen Regierungen gestatten ebensowenig wie die französische eine freie Sprache, nur schales Geschwätz wird erlaubt, ganz Europa liegt wartend in einem politischen und Ideen-Interim. Ich wünsche mir weiter nichts als Ruhe, und, hinter meine Salztonnen verschanzt, die Begebenheiten der Weltereignisse im Vaterlande gleich den Bildern der Laterna magica anschauen zu können. Endlich kann ich nur das schreiben, was mit meinen

Überzeugungen zusammenstimmt. Unter dieser Bedingung will ich jedoch mich freudig hingeben, nur muß ich, um einigermaßen gesichert und der niederbeugenden Lebenssorgen enthoben zu sein, Salzinspektor oder Faktor bleiben, und die Gewißheit haben, daß Euer Exzellenz meiner Treue, Ehre und Verschwiegenheit vollkommen trauen. Welche Meinung Euer Exzellenz eigentlich von mir haben mögen, wird mir schwer zu errathen. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Sie mich nicht in Eine Linie mit Cölln stellen. — Wäre ich früher und zu rechter Zeit mit Euer Exzellenz in Berührung gekommen, gewiß wäre ich dann ein andrer Mann geworden und zu einer andern Geschäftsentwicklung gelangt. Mir fehlte immer ein feuriger, kräftiger, kühner, für tugendliche Ideale ächt begeisterter Chef, den ich von ganzem Herzen hätte lieben können. Struensee war gar zu kalt, zu behutsam, er verachtete im geheim und ohne es sich merken zu lassen auf das tiefste die Welt und die Menschen, nicht nur die über ihm, sondern, was ich ihm immer sehr verdachte, auch die unter ihm; er nahm lieber einen neutralen Standpunkt neben den Dingen, als daß er sich mit Liebe und Haß auf sie geworfen hätte. Doch — das sind tempi passati." —

Hardenberg, diesmal wohlzeitig erinnert, bestand fest auf seinem Willen, und trotz aller Hindernisse und Kabalen, wurde Held am 17. August 1812 in der von ihm selbst gewünschten Weise als Salzfaktor in Berlin angestellt. — Mit dieser Anstellung, durch welche er wirklich, wie er im voraus versichert hatte, völlig zufrieden und für sein übriges Leben beruhigt war; endigte Held's politische Laufbahn. Seine Sache war erledigt, in der Art, wie das Geschick solche Kämpfe zu erledigen pflegt, weder der eine noch der andre Theil freut sich vollständigen Sieges, der Gegenstand schwindet, was aber bleibt, sind auf beiden Seiten die Wunden und Verluste. Die Leiden Held's waren übergroß, und ihre Folgen erstreckten sich noch weit in die Zukunft, seine Anstellung war nur ein Aufathmen zu neuen Kräften, ein Beginnen des Genesens. Die besten Jahre waren dahin, die Bahn des Ehrgeizes für ihn zerrüttet, und die Aufgaben neuer Kämpfe stellte das Geschick Andern, nicht ihm. Seine stille Wohnung, so gut wie das Prachtgebäude Friedrich's des Großen, hätte die Inschrift führen dürfen: „Laeso sed invicto militi.“ Wenn seine Zurückgezogenheit nicht ohne Ruhm war, so stand doch sein Bewußtsein hoch über den Ehren der Welt.

Mit dem 1. Oktober, wo er in den Salzhof zog, trat er ein neues Leben an, und, wie er selbst es ausdrückte, in seinen ursprünglichen Karakter zurück. Seine Geschäftstüchtigkeit bewährte sich ungeschwächt, wie sein Eifer und seine Treue. In seinen Bedürfnissen einfach, anstatt jedes Prunkes mit edler Reinlichkeit begnügt, bestimmte er sogleich einen Theil seines mäßigen Einkommens zum Abtrage der alten Bürden, deren Druck ihm von jeher unerträglich war. Damit er der gewonnenen Ruhe nicht allzufroh würde, mußte er sich gleich genöthigt sehen, wegen eines kleinen Gartenraums, auf den die Fenster seiner zu ebener Erde gelegenen Dienstwohnung auf dem Salzhofe sich öffneten, einen ärgerlichen Kampf zu führen; derselbe gehörte recht eigentlich zu der Dienstwohnung, war auch seinem Vorgänger unbestritten geblieben, und nur eben jetzt ohne Fug abgetrennt worden. Held erlangte nach herbem Streit, der bis an den Staatskanzler ging, durch Vergleich wenigstens den Mitgenuß des Gärtchens. —

Die Weltbegebenheiten setzten unterdessen ihren Gang in Riesenschritten fort. Napoleon's Zug nach Rußland, der Brand von Moskau, der Untergang des französischen Heeres, führten alsbald

auch für Preußen eine neue Schicksalswendung herbei, ihren Eintritt bezeichnete die große That Yorck's, welche von allen Vaterlandsfreunden, und auch von Held, mit Jubel begrüßt wurde. Als im Frühjahr 1813 alle Preußen kriegsmuthig zu den Waffen eilten, in heißen Schlachten die Befreiung des Vaterlandes errangen, und am Schlusse des Jahres der Feind jenseits des Rheins gewichen war, da fühlte Held das volle Glück, ein freies, starkes, ruhmvolles Vaterland zu haben, und widmete ihm auf's neue die feurigste Begeisterung. Napoleon hatte längst die Anhänger enttäuscht, die allzu gutmüthig ihre idealen Absichten ihm geliehen, er war nicht mehr der Berufene, dem die Vorsehung ihre Aufgaben unmittelbar übertragen, sondern nur der Diener des eignen, verirrten Ehrgeizes. Die neue Wendung der Dinge führte auch Held's alten Freund Zerboni herbei, der sich aus Polen, wo er ansehnliche Besitzungen erworben, wieder dem Vaterlande liebevoll zuwandte, und für die Kriegsgeschäfte freiwillig thätig war. Dieselbe Sache, welche die sonst einander fremdesten Gemüther vereinigte, Buchholz und Gentz, Kiesewetter und Schleiermacher, verband nur um so inniger die Freunde Held und Fichte. Held sah mit Lust und Freude

das früher in sich selbst und dann von außen gebeugte Preußen gestärkt und veredelt auf die Weltbühne treten, und nun auch seine alten Träume von Vergrößerung des Staats im Westen sich neu erheben. So großen Ereignissen widmete er manches tapfre Lied, am Schlusse des Jahres zuletzt einen Abschied Deutschlands von Napoleon.

Im Mai 1813, im Anfang der neuen Kriegsstürme und der Wiedererhebung des Vaterlandes, verheirathete Held sich zum zweitenmale, mit Wilhelmine Karoline von Treuenfels, der zweiten Tochter des Generallieutenants von Treuenfels. Diese Ehe war eine glückliche, und bewies den reinen Sinn und die warme Neigung, welche Held unter allen Wirren des Lebens treu bewahrt hatte. Vier Kinder erfreuten ihn aus dieser Ehe, drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn Hans Konstans Leberecht, geboren zu Berlin am 25. November 1814, wurde durch den Feldmarschall Fürsten von Blücher über die Taufe gehalten, eine andre Taufpathe war die Gräfin von Lichtenau. Mit dieser, durch Herzensgüte, lebhaften Verstand und eine außerordentliche Anmuth, die ihr bis in's hohe Alter verblieben war, ausgezeichneten und durch Glück und Unglück sehr

geprüften Frau war Held in nähere Bekanntschaft gekommen, und der Austausch so vieles gleichzeitig Erlebten und Erlittenen mußte für beide von großem Reize sein; sie nahm die Schroffheiten Held's liebenswürdig auf, wußte sie zu mildern, und befreundete sich mit Held's Gattin, an welche noch Briefe von ihr vorhanden sind, die in vernachlässigter Sprache einen heitern und feinen Sinn ausdrücken. Nach einer Tochter, Aurora Perpetua, geboren den 21. August 1816, folgte ein zweiter Sohn, der während seiner Studienjahre gestorben ist. Der jüngste Sohn, Hans Erich Guido, geboren den 5. September 1819, hat gleich dem ältesten die Laufbahn des Kriegsdienstes erwählt, beide sind Offiziere in der Artillerie.

Der Fürst von Blücher war ein Mann nach dem Herzen Held's; dieser konnte zwar manche Seiten des ungestümen Kriegers nicht gutheißen, aber dem unerschrocknen Muthe, der frischen, volksmäßigen, von keiner Ziererei befangenen Sinnesart, schenkte er die vollste Anerkennung. Die gutmüthige Derbheit im Umgange, und die schonungslosen Ausfälle, die nur Blücher gegen manche der Machthaber des Tages sich erlauben durfte, hatten für Held die größte Anziehung.

Er besang ihn in mehreren Gedichten, und eines derselben sandte er ihm mit einem Briefe, worin er sagt, er habe versucht den Helden in dessen eigner Art zu preisen, und fügt hinzu: „Es dünkte mich um das Gedicht selbst schade, wenn es nicht in Ihre Hände kommen sollte. Denn ob es gedruckt werden darf, ist zweifelhaft, weil die Zensoren, meist Poltrons, gewöhnlich das litterarische Kanonenfieber haben, nichts Dreistes dulden, und immer fürchten: irgend ein König, ein Minister, oder sonst ein anderes Gespenst, möchte darüber böse sein.“ Das Gedicht schloß mit den wenigstens jetzt gewiß unverfänglichen Strophen:

„Deutschland, Herz Europens! Heldenschule!
Steige endlich aus dem sumpf'gen Pfuhle
Der dich lähmenden Zerrissenheit!
Werde Eins! Die Einheit nur giebt Stärke,
Bleibe nicht der Herd für fremde Werke,
Fremde Politik und fremden Streit!“

„Dann — mit deutscher Keulen Donnerschlägen
Bahn gemacht — soll's sein — auf blut'gen Wegen!
Das Gelingen ist dem Kühnen nah.
Von dem Belt bis zu den Alpen walle
Ein Panier! Zum blauen Äther schalle
Dann Ein Losungswort: Germania!“



Nach dieser Zeit finden wir Held meist in stiller Zurückgezogenheit, aus der er nur hervortrat,

wenn ein festlicher, geselliger Anlaß ihn zur Theilnahme rief, die er dann dichterisch zu bezeigen liebte. Wenn einem alten Freunde Glückwünsche darzubringen waren, wenn ein junges Paar zum Altare trat, immer war Held's Poesie bereit, die herzliche Theilnahme auszusprechen, die er so warm empfand, und so gern auch in Andern voraussetzte. Die geselligen Mahle der Universitäts-Zeitgenossen, der Freimaurer, der mannigfachen Vereine, welche seit dem Frieden in Berlin nun immer zahlreicher wurden, die Erinnerungsfeste der vaterländischen Ereignisse, verherrlichte er durch Gesänge, in welchen oft die aus der Jugendzeit fast unverändert wiederklangen, so das einst ihm so verhängnißvolle Lied an den Gemeingeist, das nun ohne alles Ärgerniß mit lautem Jubel gesungen wurde. Bei solchen Gelegenheiten glühte sein Herz in aller Wärme der Jugend, und erschloß sich den Gefühlen hingebender Freundschaft, deren sein Inneres so sehr bedurfte, und doch fast nie froh wurde; denn allzu schnell entdeckte sein scharfes Auge die Gebrechen und Häßlichkeiten, die unter der gleißenden Hülle lagen, den unredlichen Sinn, die feige Schwäche, die Unreinheit des Handelns und der Verhältnisse. So gern er immer wieder die Menschen für gut

und ehrlich nahm, so leicht er immer in neue Täuschung einging, so unmöglich war es ihm diese fortzusetzen, wenn hinwieder sein unbestechliches Urtheil ihm die entgegengesetzte Wahrheit aufgezeigt hatte. Auf diese Weise war ihm außerhalb seiner Häuslichkeit wenig dauernde Freude beschert. Wir selbst sahen bisweilen in kleinem harmlosen Kreise ihn mit liebenswürdiger Heiterkeit an der Unterhaltung Theil nehmen, und besonders den Frauen mit feiner Anmuth huldigen, aber dann doch zuletzt ihn in Mißmuth und Trotz weggehen, weil er durch Äußerungen verletzt wurde, die seinem Karakter widersprachen, und die auch nur stillschweigend hinzunehmen ihm unmöglich war. Diese Strenge, die keiner Unvernunft, keiner übereinkömmlichen Falschheit und Heuchelei sich fügen wollte, ließ ihn große Gesellschaften, wo vor allem der Schein gelten sollte, mehr und mehr vermeiden, erschwerte aber auch seinen Umgang mit wahren Freunden, die selten in dem Falle waren, ihre Urtheile und Handlungsweise gleich ihm von dem Einflusse der Tagesumstände frei zu halten.

Den großen Ereignissen, besonders denen, in welchen das Menschliche gefördert erschien, widmete er fortwährend eine brennende Aufmerksam-

keit; die Abschaffung des Negerhandels that seinem Herzen wohl, das Erwachen Griechenlands erfüllte seine Phantasie mit reichen Hoffnungen der Zukunft; doch traten auch fern und nah genug Begebenheiten ein, die seinen Sinn umwölkten, weil sie in seinen Augen Rückschritte waren, und wieder verloren gaben, was für immer gewonnen schien. Ihm, der mit inniger Andacht die Reformationsfeste feiern half, waren andre religiöse Ereiferungen, in denen er nur Verdunkelung oder gar Heuchelei erblickte, zum tiefsten Abscheu. Den neuen Bahnen, welche die Philosophie brach, welche die Poesie und die ganze Litteratur nahm, konnte er sich nicht befreunden, das Licht der Vernunft, welches für Alle leuchten sollte, dünkte ihm in spitzfindiger Schulweisheit zum Eigenthum weniger Auserlesenen gemacht, und das Ziel der Sittlichkeit in romantischem Wust verdeckt. Die frömmelnde Kunstliebhaberei muthete ihn als eine Schwächlichkeit an, die zur Entnervung führen müsse. Die Fragen über ständische Verfassung berührten ihn wenig, er wollte Aufklärung, Gesetzlichkeit, Freiheit, aber altpreußisch erblickte er dies alles in dem Königsamte gewährt und gesichert, und in einer sogenannten Konstitution fürchtete er nur die Befestigung alter

Vorurtheile zum Schaden der bisherigen Entwickelungen. Allen diesen Richtungen blieb er beharrlich entgegengesetzt, und wurde dadurch dem großen Haufen der Zeitgenossen nur täglich fremder.

Mit desto größerer Freude sah er eine andre Pforte der Wissenschaft sich aufthun, und auch zu dieser den reichsten Zudrang, der das alte Streben zum Lichte in der Hauptstadt Preußens noch nicht erloschen zeigte. Alexander von Humboldt begann im Spätherbst 1827 an der Universität zu Berlin seine Vorträge über das Weltall, welche so großes Aufsehen erregten, und so viele Zuhörer herbeizogen, daß er gezwungen war, neben diesem Lehrgange sogleich noch einen zweiten in dem Saale der Singakademie zu eröffnen, gleichsam eine Wiederholung des erstern, nur eingerichtet für die größere und gemischtere Versammlung, in welcher der König und die Königliche Familie, die ersten Männer und Frauen der Stadt, niemals fehlten. Dieses große Naturgemählde, dessengleichen vorher noch nie dagewesen, und welches Grundlage und Anfang des nach siebzehn Jahren jetzt im Druck erscheinenden unsterblichen Werkes „Kosmos" geworden ist, war für Berlin ein Ereigniß, welches die Theilnehmer nie vergessen können, und dessen auch die

späteste Zeit noch mit Ehren gedenken wird. Held, in alter Liebe zu den Naturwissenschaften, war einer der eifrigsten und beglücktesten Zuhörer; mit freudiger Aufmerksamkeit, mit ernster Begeisterung, folgte sein heller Geist den wunderbaren Bilderreihen, welche der beredte Lehrer mit aller Kraft des Geistes und mit aller Wärme des Herzens lebendig vorführte und erklärte. Held fühlte sich von diesen, durch mehrere Monate fortgesetzten und gesteigerten Vorträgen so erfüllt und begeistert, daß er am Schlusse derselben ein Gedicht des Dankes an Humboldt richtete, welches wir hierhersetzen als einen Denkstein zu Ehren beider, des Empfängers und des Dankenden.

„An Alexander von Humboldt.“

Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset.
Schiller.

„Hoherpriester der Natur! — Wir scheiden
Dankerfüllt von Deinem weisen Mund;
Zu den reinsten, höchsten Geistesfreuden
Thut er uns die lichten Pfade kund.
Psyche selbst lieh jedem Worte Flügel,
Das aus Deiner Brust in unsre drang;
Suada hob mit leisem Kuß das Siegel
Von der Lippe und ein Strahlenspiegel
War der Blick, der Deinem Aug' entsprang.“

„Von der Meßkunst sich'rer Hand geleitet
Führtest Du uns auf die Ätherbahn;
Staunend fühlten wir den Sinn geweitet
In des Weltraums tiefstem Ozean.
Schonend lenktest Du zu den Planeten,
Durch die Muttersonne uns verwandt;
Aus dem Glanzduft schweifender Kometen
Folgten gern wir, um mit Dir zu treten
An der Erdvulkane Gluthenrand."

„Von der Urzeit schaudervollen Scenen
Zog Dein Arm den dunkeln Vorhang ab,
Und es klaffte auf mit Riesengähnen
Eines Riesenlebens altes Grab.
In dem Toben wilder Elemente
Mußte jenes Leben untergeh'n;
Denn es fehlte noch der Mensch — noch brennte
Hier kein geistig Licht; darum vergönnte
Die Natur sein späteres Entsteh'n."

„Dir, mit Kondorschwingen aufgeflogen,
Rollten Meere, Inseln fern und nah
Und dahin des Erdgewölbes Bogen,
Chimborasso und Himalaya.
Von den Polen ließest Du uns steigen
In die Kugel, die uns trägt und hält;
Und der Mond schien näher sich zu neigen
Und wir sah'n entzückt den langen Reigen
Bunter Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt."

„Nied'rem Kampfe trüber Dogmen ferne
Zeigtest Du, gleich uns ein Sohn der Zeit,
Lebenspulse in dem Heer der Sterne
Und den Weltgeist und Unsterblichkeit;

Und der ewigen Gesetze Walten;
Überall Bewegung, nirgend Tod;
Kräfte, die in wechselnden Gestalten
Immer neu und endlos sich entfalten,
Nach erhab'ner Harmonie Gebot."

„Jeder Umschwung unsres Erdballs sendet
Hunderttausend Seelen vor ihm her;
Mit dem Sehrohr raumdurchdringend wendet
Froh die Hoffnung sich zum Jupiter.
Solchem Zuge muß ein Ziel gegeben
Und dem Geist der Stoff verflochten sein;
Sterben heißt: sich kosmisch weiter heben;
Und wenn nicht — dann wäre alles Leben
Zwecklos atomistischer Verein."

„Sehen, längst durchwandelnd andre Sterne,
Keppler, Newton und Kopernikus
Unsern Erdball — o! von jener Ferne
Winken sie Dir ihren Brudergruß.
Humboldt setzet fort, was wir begonnen,
Rufen sie — dem kleinen Sphäroid,
Dem Geschlecht dort beut er neue Wonnen,
Das, noch rings von tausend Wahn umsponnen,
Sich nach beſſ'rer Einsicht Reife müht."

„Freund und Liebling beider Hemisphären!
Heros der Vernunft und Wissenschaft!
Lang' wird Dich der Erdbewohner ehren
Als ein Vorbild ird'scher Geisteskraft.
Inn're Gluth mag Tellus einst zerstören
Und sie schleudern aus der Sonnenbahn;

Wir sind dann schon Bürger and'rer Sphären,
Freudig dort noch denkend Deiner Lehren
In des Universums hohem Plan."

Die nächsten Jahre waren fruchtbar an Ereignissen; die Herstellung Griechenlands als Staat, der Umschwung der Dinge in Frankreich durch die drei Julitage 1830, mußten Held's alte Sympathieen aufregen, auch der Saint-Simonismus konnte ihn nicht gleichgültig lassen. Doch waren diese Erscheinungen zu gemischter Art, und in ihren unmittelbaren Wirkungen zu beschränkt, um den partheilosen Weltbürgersinn dauernd zu fesseln. Den reichsten Stoff theilnehmender Betrachtungen bot das Vaterland selber; das Gedeihen Preußens, die Erstarkung Deutschlands, übertrafen in gewissem Sinne die kühnsten Erwartungen, welche Held in früher Jugend gehegt, wenn auch der spröde Geist nicht immer in die Wege sich finden konnte, auf denen die Entwickelung geschehen war. Seltsam mußte es ihn anmuthen, die persönlichen Schicksale zu erwägen, welche der Wandel der Zeiten über ihn und Andre verhängt hatte. Es gehört zu den ererbten guten Zügen des preußischen Staates, daß er entgegengesetzte Elemente leicht verbindet, und sie wo nicht unmittelbar doch nachzeitig auszugleichen

fähig ist. So erlebte Held, daß unter demselben Könige, und nicht aus Laune und Willkür, sondern aus Einsicht und Gerechtigkeit, die einst wegen ihrer Gesinnung verfolgten und bestraften Männer in eben dieser Gesinnung als treue Diener des Königs und des Landes anerkannt und mit Ämtern und Würden betraut wurden. Ölsner starb als preußischer Legationsrath in Paris, der dienstentsetzte und zur Festung verurtheilte Hauptmann von Leipziger war zuletzt Präsident der Regierung zu Bromberg, Zerboni sogar Oberpräsident des Großherzogthums Posen. Eine solche Erscheinung erhöht mit Recht das Vertrauen in den Geist, der den Staat durchdringt, und wenn, wie Droysen neulich angemerkt hat, Preußen in seinem neueren Geschichtsgange zwischen zwei Richtungen zu wechseln und bald der einen bald der andern zu folgen schien, so haben wir darin kein unsichres Schwanken, sondern vielmehr den Pulsschlag zu erkennen, der ein kräftiges, vielumfassendes Leben anzeigt. Auch Held, wenn er es gewollt und seinen Sinn hätte nach den Umständen beugen wollen, würde ohne Schwierigkeit zu höherer Stellung aufgestiegen sein, zu der ihm weder Fähigkeit und Eifer, noch selbst förderliche Gunst könnte gefehlt haben. Doch ihn lockte kein

Ehrgeiz, dem, wie er glaubte, nicht ohne Einbuße des Karakters wäre zu folgen gewesen. Zufrieden in seiner Häuslichkeit, als ehrenfester Gatte und sorgsamer Vater, sah er die Jahre ruhig schwinden. Ihn erfreute die Natur, die Blumen eines kleinen Gartens, er war ein Freund von Thieren, besonders liebte er Hunde, und hatte deren stets um sich. Dagegen wurde es ihm fortan immer schwerer, sich mit den Menschen zu verständigen, sie gingen selten in seine Ideen ein, er noch weniger in die ihren. Den besten Freunden stand er meist in schroffer Abgeschlossenheit entgegen; auch der Umgang mit Buchholz befriedigte ihn wenig mehr, und dessen Ansichten und Benehmen dünkten ihm keineswegs folgerecht. Die redliche Biederkeit des Stadtrathes Georg Reimer ehrte und liebte er, aber in einzelnen Meinungen entdeckte sich zu große Verschiedenheit. In die großen Überzeugungen mischten sich auch Grillen, und er bestand hartnäckig auf diesen wie auf jenen. Immer abgeneigter wurde er dem Schreiberstand, und fand in ihm alles Unheil des Staates, während dagegen die Kriegstüchtigkeit seinem alten Preußensinne wohlthat. Er wünschte eine Feuersbrunst, welche alle Akten verzehrte, und auch nicht Ein Blatt übrig ließe, dann erst, meinte

er, würden die Menschen wieder frei athmen, dann könne ein neues Leben anfangen. Entschieden haßte er alle Juristerei; die Rechtsgelehrten, Gerichtsleute, Sachwalter, sah er im Staate für das an, was in der Kirche die Pfaffen sind; nächst ihnen haßte er die Diplomaten, und wandte auf sie den Spruch eines Neapolitaners an, der, gefragt, ob denn kein Protestant selig werden könne, aus Nachgiebigkeit wider seine Überzeugung geantwortet hatte, möglich sei es, aber schwer und langwierig! Schon früh hatte Held über einen Freund, der als Diplomat ihm untreu geworden, seinen Unwillen so geäußert: „Ich beschuldige ihn keineswegs der List, der Ränke, der Kabalensucht, spreche ihm auch nicht die Alltagsrechtschaffenheit ab, wohl aber die hohe, reine, kühne Tugend und Energie, die sich an eigne Ideen setzt und wagt. Mit solcher flachen Rechtschaffenheit, subalternen Bescheidenheit, tiefdevoten Ergebenheit in persönliche Verhältnisse und Konvenienzen, unermüdlichen jedem Unsinne huldigenden Lakaiengeduld und nüchternen Neutralität gegen Gutes und Böses, Wahres und Falsches, Nützliches und Schädliches, Freund und Feind, ja gegen die ganze Menschen- und Idealwelt, kann man allerdings, unter einer verdorbe-

nen, schlechten, und darum sinkenden Regierung, zu einem hohen Posten und reichlichen Einkommen gelangen, doch niemals dem zerbröckelnden Staate kräftig und helfend nützen, sondern nur schaden.“ Während aber der Geist Held's nur strenger und unbiegsamer wurde, blieb sein Gemüth offen und nachgiebig, immer auf's neue vertraute er der Ehrlichkeit der Menschen, und nur allzusehr zu seinem Schaden; er wurde in dieser späten Zeit ein paarmal betrogen und bestohlen, was in seinen Verhältnissen nicht leicht zu übertragen war.

Als er im Jahre 1840 den Thronwechsel in Preußen erlebte, freute sich sein Herz der glücklichen Zeichen, unter denen eine neue Zeit hereinbrach. Allein er fühlte schmerzlich, daß es nicht die seine mehr war, daß sein unter Friedrich dem Großen begonnenes Leben mit Friedrich Wilhelm dem Dritten zu Grabe ging. Er sah die menschlichen Dinge in ihrer Vergänglichkeit, aus höherem Standpunkt auch das vermeintlich Große ganz klein werden. In folgenden Zeilen äußert sich diese Einsicht gleichsam bemitleidend:

Sitzt das kleine Menschenkind
An dem Ozean der Zeiten,
Schöpft mit seiner kleinen Hand
Tropfen aus den Ewigkeiten.

Sitzt das kleine Menschenkind,
Sammelt flüsternde Gerüchte,
Trägt sie in ein kleines Buch,
Schreibt darüber: Weltgeschichte.

Nur die erhabene Gestalt des Sittlichschönen blieb ihm in voller Größe stehen, die Tugend das höchste Pfand des Menschen für Zeit und Ewigkeit. Er glaubte an die Unsterblichkeit der Seele, und das Hinabschreiten in das einsame Gebiet des Todes nur dann furchtbar, wenn wir kein einziges Ideal mitnehmen. Er hielt die seinigen unverletzt in treuer Brust verwahrt, doch sie in die Wirklichkeit zu übertragen fühlte er sich nicht mehr berufen.

Bis ins hohe Alter jedoch, und trotz Enttäuschung und Verstimmung, begleitete ihn die heitre Gabe, welche seiner Jugend zum Schmucke gedient hatte, die Gabe zu dichten. Er besaß sie nicht in dem Maße, um den eigentlichen Dichtern beigezählt zu werden, aber doch genugsam, um Freude und Ehre davon zu haben. Noch vom Jahre 1836 finden wir ernstgedachte und kräftigausgedrückte Strophen zur Feier des fünfzigjährigen Sterbetages Friedrichs des Großen; vom Jahre 1839 ein rührendes Lied auf den Tod eines Hundes, der bei ihm zweiundzwanzig Jahre alt geworden war, und mit dem zugleich er nun sein durch die

Schuld untreuer Menschen bedeutungslos gewordenes Konstantistenkreuz begraben wollte! Früher legte er auf seine Gedichte wenig Werth, er sah sein Talent als Nebensache an, und dasselbe hatte ihm zu viel Verdruß und Schaden gebracht, um ungetrübte Freude daran zu haben. Jetzt aber in alten Tagen wurden sie ihm lieb, er las und feilte sie wiederholt, schrieb sie auf's neue in seiner klaren, bei großer Festigkeit doch fließenden Handschrift ab, und als er öffentlich aufgefordert wurde, sie herauszugeben —, sie athmeten Geist, Phantasie und Kraft, hieß es, und würden sehr Vielen sehr willkommen sein, — begann er sie zu sammeln und zu ordnen, um wenigstens eine vollständige Handschrift zu hinterlassen. Es war jedoch manches Blatt nicht mehr aufzufinden, und die Arbeit ist nicht fertig geworden.

Held stand bereits im achtundsiebzigsten Jahre, und diente dem Staat im dreiundfünfzigsten, als noch zuletzt den nur Frieden suchenden und der Ruhe bedürftigen Greis unvermuthet und von mehreren Seiten zugleich bittres Unglück befiel, und an der Schwelle des Todes noch zu harten Lebenskämpfen aufrief. Durch Diebstahl hatte die Salzkasse, welche er verwaltete, einen beträchtlichen Verlust erlitten; wenn ihm auch hiebei per-

sönlich nichts vorzuwerfen war, als höchstens eine zu große Arglosigkeit, so war ihm doch auferlegt den Schaden zu ersetzen. Hiezu fehlten die Mittel, fehlte alle Aussicht sie herbeizuschaffen. Er sah neue gränzenlose Zerrüttung vor Augen; nach so vielen ausgestandenen Leiden, in diesen Jahren, mußte eine solche Wiederholung desselben Unglücks ihm eine unerträgliche Schmach dünken. Dazu kam, daß ihm wegen des Baues des neuen Museums plötzlich sein kleiner Garten genommen wurde, das Letzte, was ihm und seiner seit langer Zeit erkrankten Frau noch von Lebensreiz geblieben war, und auch die Dienstwohnung selbst mußte geräumt werden. Seine Augen nahmen ab, seine bisher gute Gesundheit fing an zu wanken, bald mußte er undienstfähig werden, und in dieser Aussicht mit Sorgen und Mühen ringen, die auch den muthigsten Streiter erschrecken konnten. Er wollte es nicht, er beschloß die Welt zu verlassen. Seine beiden Söhne waren versorgt, seine Frau wurde es durch seinen Tod, der überdies in der Großmuth des Königs die Tilgung seiner Schuld bewirken sollte. Er beschloß zu sterben. Still und überlegt waren seine letzten Tage und Handlungen; schwebte seinen Angehörigen auch lange schon die Möglichkeit eines

äußersten Entschlusses als ein furchtbares Gespenst vor, so war doch am Vorabend der That in seinem nur etwas mildern Wesen kein besorgliches Anzeichen zu erkennen. Mit ruhigem Blute, festem Willen und klarem Blick in die Zukunft traf er seine Anordnungen, schrieb mehrere Briefe, und legte sich dann zum Schlafe nieder. Frühmorgens um 7 Uhr ging er hinaus zum Invalidenhause, wo dessen Kommandant, sein Bruder, der jetzige Generallieutenant von Held, wohnte. Hier, unter den Fenstern desselben, in einem grünen Busche, fiel ein Schuß. Die Herbeieilenden fanden seinen schon entseelten Körper. Mit sichrer Hand hatte er den tödtlichen Lauf auf das Herz gesetzt, es wohl getroffen, und sein ruhiges Antlitz spiegelte nur die Festigkeit des Entschlusses und das Morgenroth eines Friedens ab, der ihm seit fast fünfzig Jahren fremd geworden war. Er starb im festen Vertrauen auf ein herrliches Jenseits, auf das Wiedersehen geliebter Menschen, auf die Wirklichkeit aller Ideale. Daheim auf seinem Tische lagen wohlgeordnet und schwarzgesiegelt eine Anzahl von Abschiedsbriefen, einer darunter an den König, dem er in so edlen als rührenden Worten seine Bitte vortrug und seine Söhne empfahl. Die Großmuth des Königs, nicht ver-

gebens angerufen, erfüllte die Bitte des edlen Todten. —

Wir wollen eine That nicht rühmen, die auch in solchem Falle, wo die Übermacht drängender Geschicke sichtbar ist, und der freieste Muth sich darin bewährt, unendlich zu bedauern bleibt. Aber anführen dürfen wir, daß wir eine Handlung, welche das Christenthum mit Recht verwirft, täglich begehen und billigen sehen, wenn ein herkömmlicher Ehrbegriff sie nöthig glaubt; ja die ganze Christenheit muthete diese Handlung dem Kaiser Napoleon zu, als dieser von seiner Höhe gestürzt war, und konnte ihm lange nicht verzeihen, daß er noch dem Leben angehören und vertrauen wollte. —

Held war von mittlerer Größe, feinem doch festem Körperbau, gesund und abgehärtet, gewandt und sicher in allen Bewegungen, ein starker Fußgänger. In seinen scharfen Gesichtszügen lag sein ganzer Karakter aufgedeckt; sein klares Auge hatte ungemeine Kraft, sein stechender Adlerblick wechselte mit dem Ausdruck innigen Zutrauens und edler Güte. Sein Mund verrieth die Gabe der freien Rede, die er unläugbar besaß, aber auch die Bitterkeit, die seinem Worte so leicht sich beimischte. In seiner etwas gebogenen Nase war die Gradheit seines Karakters,

in seiner starken Stirne der Trotz und Starrsinn desselben mehr als angedeutet.

Sein Talent ist unverkennbar; dasselbe hätte mit Leichtigkeit eine weit größere Entwicklung nehmen können, wäre ihm möglich gewesen, sich von dem Karakter zu trennen, aber es blieb einzig dessen Dienste geweiht. Seine Gabe der Darstellung war sehr groß und nicht nur Gegenstände des Staatswesens und der Geschichte, sondern auch Naturanschauungen, die feinsten Vorgänge der Geselligkeit und des innern Lebens wußte sie mit sichrer Hand lebendig zu schildern. Ein von ihm beabsichtigter Roman, „Kampf des Ideals mit der Wirklichkeit,“ von dem aber außer einigen dazu gehörigen Liedern nichts geschrieben worden, hätte gewiß viel Gelungenes aufzuweisen gehabt. Einige nicht mittheilbare Aufsätze haben in Erforschung und Darlegung sittlicher Zerrüttung die wärmsten Farben, in Schilderung der Persönlichkeiten die schärfsten Umrisse; ihm fehlt nicht Humor, nicht Witz, seine größte Stärke ist die Erbitterung, die Invektive. Wir haben schon angedeutet, daß ihm eine Gabe fehlte, deren Mangel tief in allen Lebensbeziehungen fühlbar wird, wenn man es auch nicht weiß oder sogar läugnet: der ästhetische Hochsinn,

der Geschmack. Die Poesie, die schönen Künste, galten ihm nur, insofern sie im Einzelnen eine Meinung hatten, einen Zweck, der außerhalb ihres Wesens war. So geschah es, daß er Goethe'n nicht liebte, ja nicht selten voll Grimm gegen ihn war, daß er sogar die Bekenntnisse einer Giftmischerin von Buchholz den Wahlverwandtschaften Goethe's vorzog.

Das Unglück seines Lebens, das Mißgeschick, welches ihn stets begleitete, lag in dem Zwiespalte der Phantasie und des Verstandes, welche abwechselnd ideale Forderungen und reale Enttäuschung, hohe Schwärmerei und tiefen Abscheu hervorriefen. Die reinste Gesinnung scheiterte an der mißkannten Wirklichkeit, das entschiedne praktische Talent an der Wahl seiner Aufgaben. Der ganze Zustand der Welt, die ihn umgab, widersprach den Antrieben des trefflichen Mannes, ließ weder seiner Liebe noch seinem Hasse freien Weg. Daher, bei dem Bewußtsein der innersten Berechtigung, des redlichsten Willens, des freundlichsten Zutrauens, sah er auf keiner Seite Erfolg und Ertrag, sondern nur Verkennung, Unbill und Härte, bis er zuletzt in einsame Verbitterung zurückgedrängt seinem eigentlichen Beruf und zuletzt auch selbst dem Leben entsagen

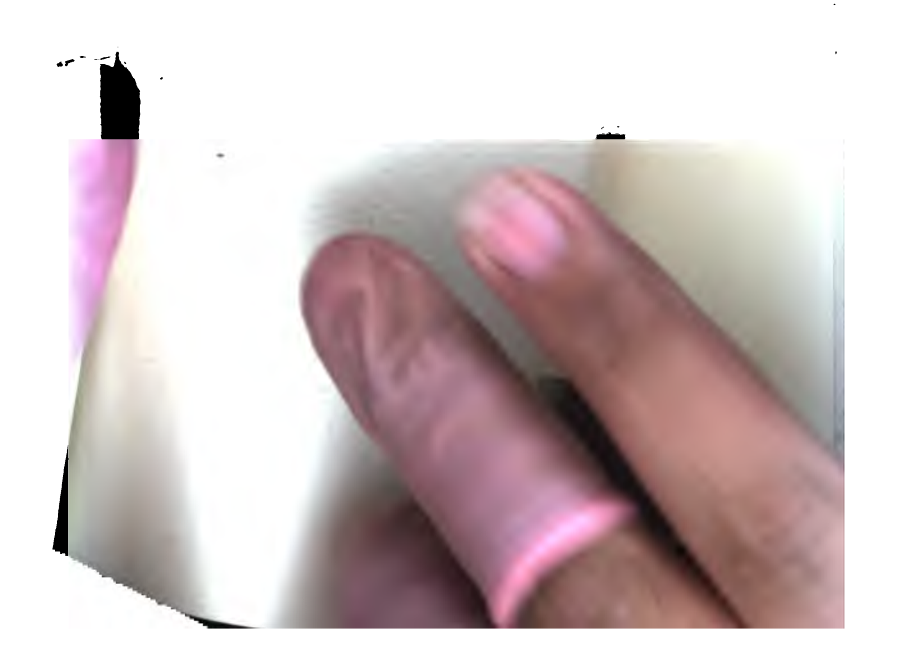
bereiten halfen! —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

V4

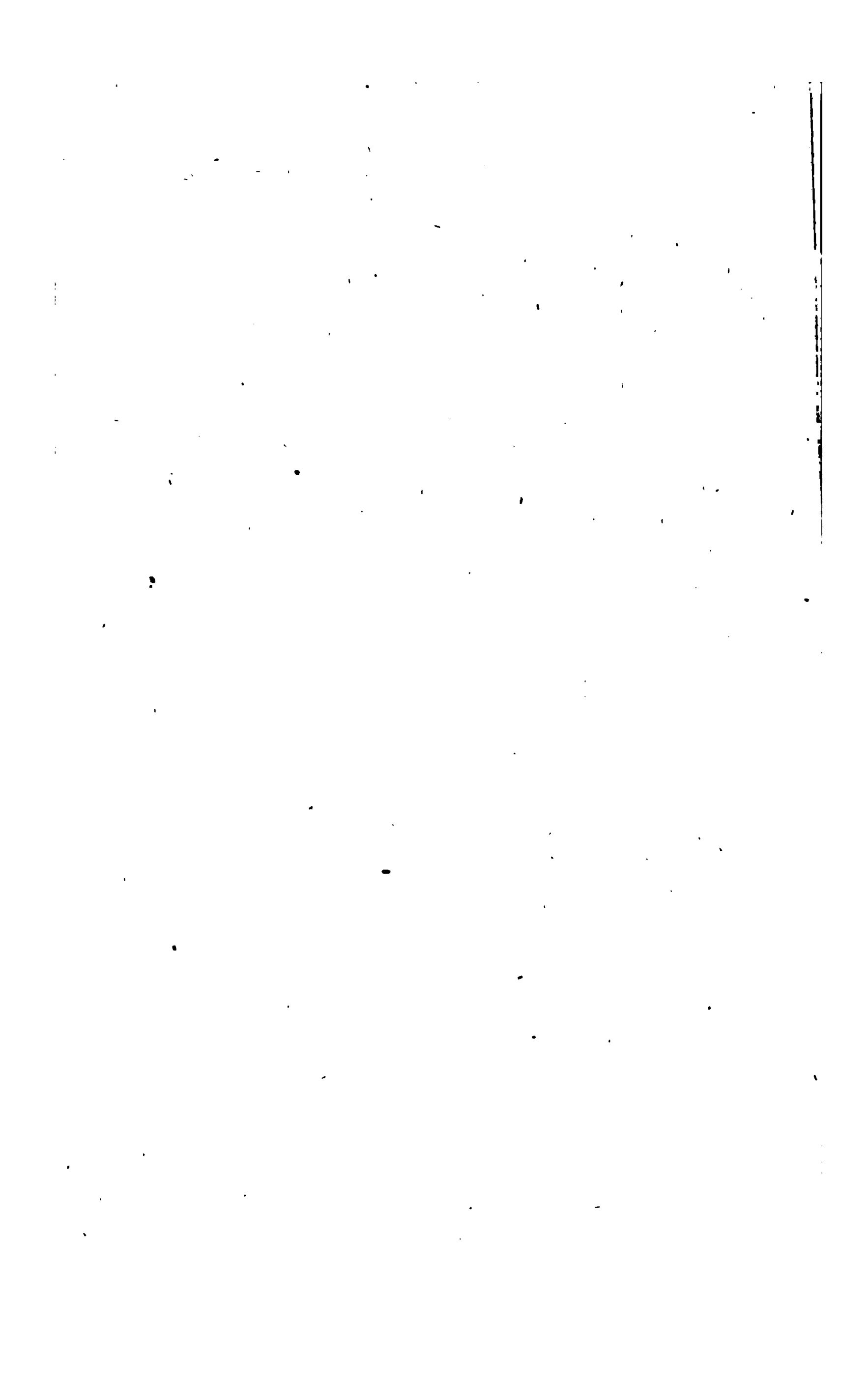
es

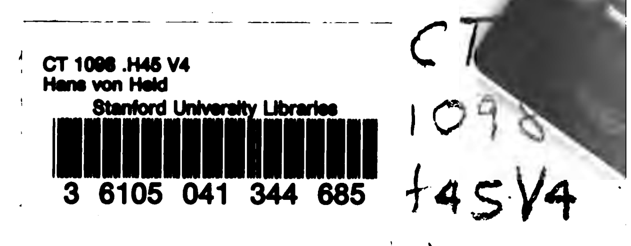
lue.



mußte. Wie anders hätte dieses Leben sich gestellt, wäre ihm vergönnt gewesen, als Mitglied einer großen nationalen Versammlung, seinem Eifer, seiner Rednergabe, ja auch seiner Schärfe und Bitterkeit, in öffentlichen Vorträgen Luft zu machen, zu Verdruß und Noth mancher Gegner — das geben wir zu —, aber gewiß auch zum reichsten Nutzen eines Gemeinwesens, das, auf freie Erörterung gegründet, auch schonungslosen Tadel und heftige Anklagen gar wohl verträgt. Mögen die Späteren, die ihren Weg fertig finden, wenigstens mit Theilnahme auf solche Männer zurückschauen, welche dadurch, daß sie zu ihrem Schaden jenen Weg suchten, doch ihn bereiten halfen! —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





CT 1098 .H45 V4
Hans von Held
Stanford University Libraries
3 6105 041 344 685
CT 1098 H45 V4

